

Ernst Oldenburg, Verlag / Leipzig

«Kultur- und Zeitfragen»

Eine volkstümliche Schriftenreihe, welche die brennendsten Kulturfragen der Gegenwart behandelt.

Herausgeber: LOUIS SATOW

Bisher erschienen:

- Heft 1. Dr. Walter A. Berendsohn: *Erdegebundene Sittlichkeit*. Geheftet 1 Goldmark.
Heft 2. Dr. Hans Wehberg: *Deutschland und der Genfer Völkerbund*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 3. Dr. Georg Manes: *Die sexuelle Not unserer Jugend*. Geheftet 1 Goldmark.
Heft 4. Johann Kruse: *Hazenwahn in der Gegenwart*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 5. Dr. Hermann Schützinger: *Der Kulturkampf um die Republik*. Geheftet 1 Goldmark.
Heft 6. Ein Sammelwerk: *Das neue Freimaurertum*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 7. Dr. Max Seber: *Völkerkampf und Klassenkampf*. Geheftet 1,50 Goldmark.
Heft 8. Hans Fülster: *Kirche und Krieg*. Geheftet 1,50 Goldmark.
Heft 9. Dr. Freiherr von Schoenaich: *Abrüstung der Köpfe. Ein Weg zum inneren und äußeren Frieden*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 10. Dr. Max Adler: *Fabrik und Zuchthaus. Eine sozial-historische Untersuchung*. Geheftet 1,80 Goldmark.
Heft 11. Dr. Walter A. Berendsohn: *Politische Führerschaft*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 12. Louis Satow: *Erziehung im Geiste der Völker- versöhnung*. Geheftet —,80 Goldmark.
Heft 13. Dr. Albert Görland: *Kant als Friedensfreund*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 14. Franz Carl Endres: *Das Gesicht des Krieges*. Geheftet 1,20 Goldmark.
Heft 15. Dr. Helene Stöcker: *Erotik und Altruismus*. Geheftet 1 Goldmark.

Die Sammlung wird fortgesetzt

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

PIERSCHKE HOCHDRUCKEREI
ALLENSTRASSE 4 A. L.

Kultur- und Zeitfragen

Eine Schriftenreihe herausgegeben von Louis Satow

Heft 15

Erotik und Altruismus

Von

Dr. phil. Helene Stöcker



Ernst Oldenburg, Verlag / Leipzig

Der Wagen der europäischen Kultur rollt bergab. Unaufhaltsam. Keiner fällt ihm in die Speichen. Keiner ergreift mit fester Faust die Lenkung. Die Zeiten übertragender Führerschaft scheinen endgültig vorüber, seitdem die Massen — dem Autoritätsglauben entwachsen — die Gestaltung ihres Schicksals selber in die Hand nehmen. Leider schießt sie noch kein einheitlicher Kulturwille zusammen. Zersplitterung überall. Der Rückschritt zieht seinen Vorteil daraus. Fortschrittliche politische Parteien, Gewerkschaften, republikanische Verbände, Vereine für Weltanschauung und Lebensgestaltung, freie Jugendverbände, Friedensorganisationen, Reformfreimaurer, Schulreformer, Kulturgruppen jeglicher Art — alle gewiß von Eifer, gutem Glauben und ehrlichem Willen getrieben — streben gesondert ihren gesonderten Zielen entgegen, kennen sich gegenseitig nur mangelhaft, ja, bekämpfen sich wohl gar. Sie müssen zusammengeführt werden und das allen Gemeinsame erkennen. Das soll die Aufgabe dieser Schriftenreihe sein! Alle brennenden Kulturfragen der Gegenwart sollen vom Standpunkt einer natürlichen diesseitigen Weltanschauung aus beleuchtet, alle Kulturhemmnisse, die Wege in eine bessere Zukunft versperren, nach Kräften abgebaut werden. Alle Kulturverbände finden hier eine Stätte, wo sie ihre Ansichten und Pläne begründen, vertiefen und den verwandten Organisationen und der Öffentlichkeit unterbreiten können. Im Vordergrund muß der Pazifismus stehen. Ohne Frieden keine Kultur. Auch Ausländern und Auslandsproblemen bleiben die Pforten nicht verschlossen. Brücken schlagen! Verbindungskanäle graben! Damit endlich die Tatkraft aller, die jetzt noch getrennt für Humanität, Freiheit und Fortschritt wirken, in einen einzigen großen gemeinsamen Entwicklungsstrom münden kann zum Heile der gequälten Menschheit.

Der Herausgeber:
LOUIS SATOW
Hamburg 37

Kultur- und Zeitfragen

Eine Schriftenreihe herausgegeben von Louis Satow

Heft 15

EROTIK UND ALTRUISMUS

Von

Dr. phil. Helene Stöcker



ERNST OLDENBURG, VERLAG / LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by Ernst Oldenburg / Verlag, Leipzig.



Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

INHALT.

| | Seite |
|--|-------|
| I. Liebe und Krieg | 5 |
| Die Wirklichkeit der menschlichen Natur. — Moralischer Irrsinn der Kriegsjahre. — Zerrbilder des Friedens. — Die Heilighaltung des Lebens. | |
| II. Liebe und Keuschheit | 17 |
| Die „Nichtgesundheitschädlichkeit“ der Askese. — Abstinente Frauen. — Höhere Sexualmoral. — Frühehe. — Das „Hohe Lied“. — Goethes „Römische Elegien“. | |
| III. Mehrliebe — Mehrehe | 28 |
| Penelope und Hetäre. — Sexualität ohne Eros. — Gatte und Liebhaber. — Das Problem der Doppelliebe. — Julie von Lespinasse. — „Liebe und Leid, Himmel und Hölle“. — Die große Beichte. — Sexuelle Eindrücke der Kindheit. — Ein Erytypus. — „M.“ (Mann) und „W.“ (Weib), eine chemische Formel. — Die Frau und die Kriegsgefangenen. — „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“ | |
| IV. Erotik und Altruismus | 56 |
| Überwindung der Leidenschaften. — Die Frau als Lehrmeisterin der Liebe. — Vergeistigung der Sexualität zur Liebe. — Aufklärung der Jugend. — Ursachen der Unfruchtbarkeit. — Gleichwertigkeit von Mann und Weib. — Die indische Theorie der Liebeskunst. — Die Verständigung der Geschlechter. | |

I. LIEBE UND KRIEG.

Wer sich die eben verflissenen zehn Jahre vergegenwärtigt, von Blut und Grauen erfüllt, wie wohl niemals eine Zeit in der Geschichte der Menschheit vorher, den überfällt — den Kühnsten, Hoffnungsfreudigsten selbst — eine tiefe Skepsis. Dürfen wir wirklich schon von einer „Liebe“ im höchsten Sinne reden, wo die Gegenwart, die jüngste Vergangenheit so ganz ohne Liebe in ihrem letzten, idealsten Sinne scheint? Dürfen wir wirklich in der Zukunft auf eine Höherentwicklung menschlichen Wesens und Handelns hoffen, solange das höchste jener Gefühle, das den Menschen auf die letzte Stufe seiner Entwicklung heben soll — die Liebe —, noch gar keine Vergangenheit und Gegenwart zu haben scheint, solange Haß in der ganzen Welt triumphiert?

Die letzten Julitage des Sommers 1914 waren für einige Wenige Schicksalstage, die das Leben, die Erkenntnis der Welt, der Menschen, der Liebe, in zwei einander völlig fremde Epochen geschieden haben. Nicht nur in jenem allgemeinen Sinne, in dem es für die Mehrzahl der Menschen geschah: daß sie eben die Zeit vor dem Weltkrieg und die Kriegszeit selber voneinander trennten. Nein, in jenem selteneren Sinne auch, daß wir in jenen Tagen nie für Möglichgehaltenes mit innerster Erschütterung Wirklichkeit werden sahen: daß die Menschheit den Krieg, den Menschenmord — im Fall des „Sichangegriffenfühlers“ — und das taten bekanntlich damals alle Völker — noch mit

innerer Zustimmung und gutem Gewissen begrüßte! Es war, als habe sich ein Abgrund aufgetan, der alles das zu verschlingen schien, was bis dahin als menschliche Kultur galt. Wie einem Nachtwandler, der mit unheimlicher Sicherheit auf den höchsten Zinnen und Spitzen wandelt und der, unerwartet angerufen, dann plötzlich zerschmettert zu Boden stürzt — so war uns in jenen Tagen zumut. Als Vermessenheit, unreife, törichte Vermessenheit, erschien, wofür das Leben zu leben, trotz aller, nein, gerade wegen seiner Kämpfe und Hemmungen bisher gelohnt hatte! Die Grundlagen menschlicher Gesittung hatte man längst festgelegt geglaubt: „Nicht töten“, „Nicht rauben“, „Nicht verleumden“ — Kinderfibelweisheit, nur manchmal durch einige bedauernswerte Entartete noch nicht erfüllt, gegen welche die menschliche Gesellschaft sich dann, so gut es ging, zu schützen suchen mußte. Das Militärwesen moderner Kulturstaaten schien — von dieser Weltanschauung aus — eine überflüssige atavistische Erscheinung vergangener barbarischer Zeit, wie Nietzsche so wundervoll-gelassen, überlegen in seinen Schriften (siehe Nachlaßbände) es charakterisiert. Unter diesen Umständen hatte man wohl bis zum Kriege glauben können, alle Willens- und Seelenkraft darauf verwenden zu dürfen — da zugleich in allen Ländern beruhigend machtvolle, starke Männerparteien für die Abstellung der noch vorhandenen sozialen Mißstände wirkten, — jene Bezirke menschlichen Lebens zu verschönen, die am Ende der besonderen Aufgabe der Frau anvertraut scheinen: der Liebe, Ehe und Elternschaft, der Höherentwicklung, der Gattung. Wem das Schönste an der neuen, freiheitlichen Entwicklung des weiblichen Geschlechts schien, daß die Frau nun, geistig gereift und seelisch bereichert.

ihrer Gattungsaufgabe auf einer höheren Stufe und in einem tieferen Sinn als bisher gerecht werden konnte, wer von früh auf Problem und Ziel der weiblichen Persönlichkeit darin erblickte, geistig produktive Persönlichkeit, liebende Frau, beglückte Mutter zugleich zu sein — der hatte bis zu jener Schicksalsstunde wohl eine Aufgabe vor sich, die das Leben lohnte. Für jene letzten Verfeinerungen und Erhöhungen menschlichen Daseins zu wirken, sie immer wieder kenntlich und begehrenswert zu machen, die gleich weit ab lagen von frivoler brutaler Genußgier, wie von roher, seelenverhärtender Askese, — das waren Ziele, die es vergessen lassen konnten, daß auch an solche Bemühungen das Mißverstehen anders gearteter Naturen unwiderruflich geknüpft ist. Das waren Wirkensmöglichkeiten, die überwinden ließen, daß hier und dort jenes „Mißverstehen“ aus innerster Notwendigkeit zu scharfen Zusammenstößen im theoretischen Kampf, wie hart im Raume führen mußte. Was wollten solche Hemmungen bedeuten gegenüber jenem hohen Ziel, das voll leuchtend wie eine glühende Abendsonne am Horizont stand und alles Leben, alles tägliche Mühen und Sorgen mit seinem warmen Glanze übergoß? So daß auch in müden Augenblicken, in Zeiten der Ermattung das Bewußtsein nie ganz verloren gehen konnte: „Wie es auch sei, das Leben: es ist gut!“ — Wo man den frohen, heute als töricht erkannten Glauben haben konnte: es genüge ein wenig guter Wille, ein wenig Aufklärung, Änderung noch ungeschickter, unzureichender Gesetze und Verordnungen, um eigentlich fast allen Menschen jenes höchste Glück inniger Liebesgemeinschaft, aufwärtsgerichteter Entwicklung, blühender Kinder, tiefster innerer Harmonie zu schenken.

Wie wenn plötzlich ein Abgrund der Hölle vor einem träumend in blühender, reifender Sommerwelt Schreitenden sich auftut, so war jenes furchtbare Erwachen zur Wirklichkeit der menschlichen Natur. Unfaßlich: nächste Freunde, Geliebte, Mitkämpfer, verehrte Greise und Greisinnen, zarte Frauen, idealistische Jünglinge, hochkultivierte Männer, Sozialreformer, Politiker, Künstler, Gelehrte, alle, alle fortgerissen in jenen blutigen Mordrausch, der plötzlich Menschenmord, Vernichtung blühenden, menschlichen Lebens als selbstverständlich bejahte. Mörder — lusterfüllte, bei „Siegesnachrichten“ „jubelnde“ Mörder — sie alle!! An wen man sich im ersten Entsetzen noch klammerte, auf ihn selbstverständlich als Ausnahme von jener wüsten Verrohung gehofft hatte, — eine Stütze nach der anderen brach zusammen. Kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, keine Bildung, keine Nationalität, keine Rasse, keine Partei — nirgends ein absolut sicherer Schutz vor jener moral-insanity, die die ganze Welt in ein großes moralisches Irrenhaus verwandelte. Und die ganz, ganz Wenigen, die dachten und fühlten, wie — nun, wie man vorher die ganze normale gesunde Menschheit fühlend glaubte, — die waren so vereinzelt und verschüchtert ob ihres „Andersseins“ und „Andersfühlers“, daß sie sich kaum zu ihrem eigenen Fühlen zu bekennen trauten.

Was an Schilderungen der Mordorgien dann zum Ausdruck kam in jener fluchwürdigen Institution: einer unter militärischer Aufsicht stehenden Presse — welche himmelhohen Berge intellektueller Beschränktheit, seelischer Erbarmungslosigkeit, welche schauerlichen Tiefen unnennbarer Roheit offenbarten sich uns da! Daß die Menschheit nicht ein Ekel gepackt hat vor ihrer eigenen Unmenschlichkeit, daß sie es ertrug, Tag um Tag, Monat um Monat,

Jahr um Jahr in diesem Meer von Blut zu waten! Zum Verzweifeln unfaßlich war es, wie die Staatsmänner der verschiedenen Länder sich zierten und zögerten, irgend ein Wort von „Frieden“ und Friedenswillen zu sprechen — obwohl doch jeder Tag dieses Zögerns hunderte, tausende wieder zu Leichen, zu Krüppeln, zu Mördern machte! Was waren denn das für Wesen, diese „Staatsmänner“?! Was für grausame Götzen einer fremden, furchtbaren Welt über unserer einfachen, natürlichen Menschenwelt, daß sie mit Menschenleben fühllos, wie mit Kugeln im Kegelspiel, umgehen durften?! Ohne daß die Betroffenen, die zu wertlosem Plunder wurden, den man fortwirft, daran dachten, ihr Recht aufs Leben gegen diese Unmenschen zu verteidigen?

Moralischer Irrsinn, eine höllische Unterwelt der Qual und Zerstörung — war das Leben dieser Jahre.

Es scheint auch heute noch nicht klar, was entsetzlicher, zerstörender, entwürdigender ist für den Glauben an den Menschen: die naive, kalte Brutalität jener menschenverachtenden Staatsmänner und Feldherren, oder die feige, unterwürfige Geduld, mit der die Masse der Menschen es trug, selbst in den Kot gestampft zu werden, oder ihre geliebtesten Menschen dem Höllenrachen des Mordens und Gemordetwerdens ausgeliefert zu sehen. Die Wenigen, die dagegen aufbegehrt, wurden freilich gar bald zur Ruhe gebracht — mit Verboten und Strafen aller Art, in Gefängnissen und Zuchthäusern oder auch im Grabe.

Aber in all dem Entsetzen dieser Jahre blieb eine große leuchtende Hoffnung: allen jenen, die — zu ihrem eigenen Unheil fast — nicht moralisch taub und blind wurden in dieser Zeit: die, während allen dieser blutige Schleier umnebelnd vor den Augen hing, hell und klar das Blau des

Himmels sahen und das vergossene Blut, das, wie alles von Menschen vergossene Blut, zum Himmel schreit, — ihnen blieb in jener entsetzenvollen, ruchlosen Zeit doch eine Hoffnung. Irgendwann einmal mußte dies Morden, dieser „Krieg“, wie man leider noch unehrlich schönfärbend dies Morden im Großen nennt, zu Ende sein, — es mußte der „Frieden“ kommen. Alle Staatsmänner, alle Feldherren, alle Soldaten sagten ja, daß sie ihr blutiges Gewerbe, jene teuflische Kunst des tausendfachen Tötens nur übten, um sobald als möglich zu diesem „nicht mehr töten zu müssen“ zu gelangen. Aber dann — dann würde, müßte endlich zum Ausdruck gelangen, daß alle, nahezu alle dies Entsetzliche nur unter dem ungeheuren Druck der Gewalt, der Sorge, anderenfalls selbst getötet zu werden, mit Abscheu geduldet hatten, — daß nur eine falsche, schlechte, ungeschickte Organisation der Menschheit es gewesen, die es ermöglichte, daß 99 von 100 Menschen tun mußten, was vielleicht ein einziger Entarteter gewollt hatte. Künftig würde eben geschehen, was diese 99 noch nicht unmenschlich Gewordenen für gut und richtig hielten.

Als dann der Tag kam, der jenes alte, fluchwürdige System der organisierten, erzwungenen Menschentötung, das alle wahre, menschliche Liebe unmöglich macht, zu vernichten schien — welch tiefe, lebenspendende Hoffnung erfüllte da unsere Herzen! Nun konnte doch noch ein Sinn in dem furchtbaren Geschehen dieser mörderischen Jahre liegen: die Menschheit hatte über diese Selbstvernichtung hinüber, durch sie hindurchgehen müssen, um das Heillose dieses gegenseitigen Hasses zu erkennen, um zu begreifen, daß sie nur in der Anerkennung ihrer wechselseitigen Abhängigkeit, ihrer gegenseitigen Verbundenheit

sich erhalten könne. Um zu verstehen, daß jede Äußerung von Haß und Feindschaft — Selbstvernichtung, jede Erkenntnis, jedes Gefühl der Sympathie und Liebe Selbsterhaltung, Selbstbereicherung war.

Aber nun erst — in diesem Jahr der ersehnten Befreiung, der Möglichkeit des heiligen „Friedens“ — begann die eigentliche Tragödie der Menschheit sich zu offenbaren. Auch unter denen, die das alte System — das Menschen zwangsweise, hunderttausendweise, millionenweise zu Mördern und Erschlagenen macht — mit Recht bekämpften, finden sich zahlreiche noch so angesteckt von jenem Geist blutiger Gewalt, von Banquos Mördergeist, daß auch sie nichts Besseres wissen in ihrem Kampf gegen jenes Verwuchte, als dieselben verruchten Mittel anzuwenden. Wie es ja schon beklagenswerte Selbsttäuschung war, wenn im Kampf gegen dies System während des Krieges Wilson und seine Soldaten die blutigen Mittel des Krieges gebrauchen zu dürfen glaubten, des Krieges, den Wilson selber so — mit Recht — verdammt hatte.

Und so kam denn, was wir — als trauriges niederdrückendes Zerrbild wahren Friedens, rechter Befreiung — heute vor uns sehen: der Friedensbringer Wilson, der den dauernden Frieden bringen wollte, hat durch den Gebrauch jener Kriegsmittel sich selbst um die Möglichkeit gebracht, sein Ideal zu verwirklichen, hat durch sein Mittun im Kriege selbst die Geister gegen sich wachgerufen, die er dann nicht mehr überwinden konnte. Und ebenso steht es nun mit jenen Kämpfern für eine neue bessere Gesellschaftsordnung, die im Kampf gegen jene alte böse, verderbte Welt sich verführen lassen, deren böse, verderbte Mittel des Hasses, der Menschenverfolgung und Tötung selber zu benutzen. Sie sehen nicht, daß wir nur dadurch zu einer

höheren, menschlichen Gemeinschaft gelangen, wenn wir selber in jedem Augenblick besser, edler, hochherziger sind und handeln, als jene, die wir bekämpfen. Nicht nur unedel ist es, ebenso zu handeln, wie jene, die uns bekämpfen, es ist auch unklug. Denn jene Verteidiger der Vergangenheit, deren alte Weltanschauung auf Menschenverachtung, Menschenmißhandlung von vornherein beruht, müssen im Gebrauch jener Blutmittel den anderen, die sie „nur notgedrungen“ benutzen zu müssen glauben, immer überlegen bleiben. Daher schafft eine einzige Untat — auf Seiten der Kämpfer für das Neue, Bessere begangen — den Vertretern des Alten verhängnisvolle Vorwände, später, wenn einmal die Macht wieder wechseln sollte, mit noch unsäglich vermehrter unmenschlicherer Härte, jeden Versuch, neue, von Gewalt und Blut befreite Zustände zu schaffen, für ewig in Gewalt und Blut zu ersticken, — wie wir es z. B. 1870 bei der Niederwerfung der Kommune in Paris, in Finnland, in Ungarn und überall sonst auf der Welt sehen.

Nein, so kommen wir, so kommt die Menschheit niemals aus dem Blutmeer heraus. Wir müssen versuchen, mit radikal anderen Mitteln, auf völlig gewaltlosem Wege jene bessere Welt zu schaffen, die wir ersehnen. Wir müssen Mittel finden des Geistes, Waffen der Güte, uns ganz von Grund aus, in unserem innersten Wesen von jener alten unheilbringenden Welt zu unterscheiden, sie bei uns, in uns selbst zunächst, gänzlich auszulöschen, zu vernichten. Mittel, an die jene mit ihren plumpen Waffen der Kanonen und Handgranaten niemals heranreichen können — Geisteskräfte, Gemütsbetätigungen, die sie niemals überwinden können.

Sicher, man darf sich keine Illusionen darüber machen, daß der Weg des Geistes, der Güte — der Gewalt gegen-

über — ein mühseliger, langsamer ist. Und doch der einzige, der wahrhaft, sicher zum Ziel führen kann. Nur durch dies ganz persönliche Verantwortungsgefühl jedes einzelnen unter uns, der blutigen Gewalt unseren Dienst zu verweigern, in jeder Art verweigern zu müssen — werden wir jenen furchtbaren Götzendienst allmählich erschüttern, eine Bresche in die Mauer dieses grauenvollen Aberglaubens des erlaubten Menschenmordens schlagen. Der seit Anbeginn der menschlichen Gemeinschaft als das größte Verbrechen instinktiv erkannt wurde, wie die biblische Legende von der Tötung Abels durch Kain lehrt, und dennoch unter allen möglichen Verkleidungen und Verhüllungen — als nationales Verdienst sogar — sich bis heute zu behaupten gewußt hat.

So sind denn heute in allen Ländern unsere einzige Hoffnung diejenigen, die sich in dieser Erkenntnis mit uns begegnen: die wissen, daß man das Böse nur durch das Gute, die Gewalt nur durch Geist und Güte allmählich überwinden kann.

Unendlich opferreich wird auch dieser Weg sein, darüber geben wir uns keiner Täuschung hin; unzählige kostbare Menschenleben werden dem Unverständnis der Gewaltanbeter zum Opfer fallen. Aber es gibt keinen anderen Weg: Gewalt gegen Gewalt zu setzen, fordert auch entsetzliche, noch grauenvollere Opfer, wie der Krieg mit seinen zwölf Millionen Toten bewiesen hat, und zerstört zugleich die Reinheit der neuen Ziele, verdirbt alle Menschen, die die Gewalt selber zur Anwendung bringen „müssen“ — zu ihrem eigenen Kummer, wie sie behaupten —, vernichtet im Keime schon die höhere Welt der Liebe, die von uns allen ersehnt wird, die gebaut werden soll.

Und in dieser Welt, die noch so ganz erfüllt ist von Haß und Vernichtungswut, in der jetzt die verschiedenen Klassen in allen Ländern sich mit derselben tödlichen Feindschaft gegenüberstehen wie vorher die Nationen, in dieser Welt soll eine Verfeinerung der Liebe der Geschlechter schon möglich und denkbar sein? Eine Welt, in der Menschen erbarmungsloser, roher, scheußlicher gegeneinander handeln, als je wilde Tiere gegeneinander handeln können, denen ja die Vernunft, die Einsicht in ihr Handeln fehlt, so daß es eine völlig unberechtigte Beleidigung der vierfüßigen und geflügelten Mitbewohner unseres Planeten ist, rohes menschliches Handeln als „tierisch“ zu bezeichnen. Vielmehr ist die tiefe Bitterkeit des Menschenverächters Swift zu begreifen, der im fünften Kapitel von „Gullivers Reisen“ die Pferde die grimmigste Kritik an dem verächtlichen Wahnsinn des Krieges üben läßt, den die Menschen aus den sinnlosesten Ursachen gegenseitig übereinander heraufbeschwören. Die Tiere haben in der Tat allen Grund, jeden Vergleich mit unserem menschlich-unmenschlichen Handeln als unter ihrer Würde abzulehnen.

Aber inzwischen geht das Leben weiter, und, so befremdend es im Grunde auch sein mag: es gibt große breite Massen, die diese Erschütterung des frohen Glaubens an die menschliche Entwicklung innerlich gar nicht erlebt haben, die atmen und wirken, als sei diese Zerstörung unseres Planeten, diese Weltkatastrophe überhaupt gar nicht vorhanden. Denen jede tiefere Anteilnahme am Weltgeschehen fehlt. So müssen wir erkennen: mit unendlich langen Zeiträumen werden wir rechnen müssen, um einen radikalen Umschwung in der menschlichen Psyche von jenen Raub- und Mordinstinkten zu edleren

Gefühlen erwarten zu können. Inzwischen aber hebt neben diesem Inferno des Todes und des Tötens der Reigen des Lebens, des zeugenden, schöpferischen, beglückenden Sichverbindens und Ineinanderverschlingens stärker als vorher an, den auch die Schlachten des Todes nicht ganz unterdrücken konnten. Aus der Welt des Todes, des Tötens, die unwidersprochen bisher der Mann beherrscht und aufrecht erhält, suchen wir nun den Weg zu finden in die Welt des Lebens, der Heilighaltung des Lebens, die ohne die Frau nicht einmal gedacht werden kann.

Gewiß, auch während des Krieges „stand um Frankreichs willen kein Brautbett öd' und leer“. Aber dank der Verrohung der menschlichen Art in diesen Jahren wahrer Schmach und Schande, die wir durchlebten, ist wohl keine Verfeinerung, keine tiefere Beglückung möglich gewesen.

Tiefer als jemals vorher aber vermögen wir jetzt zu erkennen: wie eng Tod und Leben, Töten und Zeugen, Völkerhaß und Geschlechtsliebe ineinander verschlungen sind. Vergessen wir nicht: die Entwicklung der Liebe, die Zukunft der persönlichen, individuellen Liebe ist untrennbar mit dem Gang der allgemeinen Entwicklung verbunden. Daher ist es eine unablässige Pflicht, am Gesamtbau der menschlichen Entwicklung, der physischen wie der geistig-moralischen, menschlichen Gemeinschaft mit zu wirken, wenn wir eine höhere Blüte der individuellen Liebe zwischen Mann und Weib erhoffen, ersehnen.

Gerade angesichts der Qual und Zerrissenheit der Gegenwart blüht, so gestört und verzerrt in Millionen Leben auch immer der glückliche Ablauf der erotischen Verbindung sein mag, tausendfach in jungen wie reifen Menschen die Sehnsucht nach dem Paradies zu Zweien, dem

Andern, einem Menschen, in dem sie sich spiegeln und reifen, sich besser wiederfinden und zugleich die Sehnsucht nach einem ruhenden Pol in dem Wirrsal stillen können. Und doch zeigt jeder eingehendere Blick auf die Masse der Menschen, wie verzerrt und entstellt die Mehrzahl der sexuellen Beziehungen noch ist, wie durch diese Jahre gewaltsamer Trennung, der Gesetzlosigkeit, Erbarmungslosigkeit wohl die Zahl der neu einander in die Arme taumelnden Paare sich vermehrt haben mag. Der von der Heimat, von der Geliebten oder der Gattin losgerissene Kämpfer draußen im fremden Land — die verlassene einsame Frau in der Heimat — wieviel Irrtum, wieviel Zerwürfnis, wieviel Leid, — wie weit sind wir noch von edler Klärung, höchster Menschlichkeit, tieferem Verständnis entfernt!

So daß es sich wohl lohnt, einige Hauptprobleme tiefer zu betrachten. In der Hoffnung, daß hier vielleicht, wo jeder das Glück der Liebe, das Unglück des Hasses und des Unverständnisses am eigenen Leibe, an der eigenen Seele spürt, am ehesten noch die Vorkämpfer einer besseren Menschheit sich entwickeln können, die dann die Harmonie der eigenen Natur zwischen Seele und Sinnen wie mit dem geliebten anderen Menschen auch über die Menschheit ausgebreitet sehen möchten und sich mit der Kraft der in sich einigen Persönlichkeit dafür einsetzen.

II. LIEBE UND KEUSCHHEIT!

Wer den schweren und schönen Kampf um eine Veredlung des Liebeslebens auf sich nimmt, der muß von vornherein auf eine Reihe von Mißverständnissen gefaßt sein. Eine alte bequeme Philistermoral sieht in dem Protest gegen die erzwungene lebenslängliche Enthaltensamkeit, wie sie offiziell von der unverheirateten Frau gefordert wird, eine Sympathieerklärung für jede Wahllosigkeit und Würdelosigkeit im Geschlechtsverkehr. Ja, man glaubt vielleicht sogar mit uns einig zu sein, wenn man gar Verantwortungslosigkeit für sich selbst, d. h. in der Regel für den Mann, in Anspruch nimmt. Andere wieder meinen, wenn man gegen Askese kämpfe, so sei damit die Selbstbeherrschung, jede Durchgeistigung und Sublimierung, — die unentbehrliche Voraussetzung jeder „Liebe“ im tieferen Sinne des Wortes aufgehoben. In Wahrheit verhält es sich so, daß auch der, welcher für eine neue lebensfrohere Geschlechtsmoral eintritt, die beiden Geschlechtern gerecht werden, Beglückung und ethische Verfeinerung verbinden soll, in einem bestimmten Grade Askese nicht entbehren kann. In gewissen Grenzen ist sie ein notwendiges Element jeder tieferen Neigung, jeder höheren Kultur in der Liebe. Der große Unterschied unserer Auffassung gegenüber der alten Durchschnittsmoral — die ein eigentümliches Gemisch von christlicher Askese, kapitalistischer Eigentums- und männlich-geschlechtlicher Gewaltmoral ist — besteht darin, daß jener

der Verzicht auf die Geschlechtsliebe als solche als etwas Verdienstliches erscheint, während wir diesen Verzicht nicht als einen prinzipiellen, sondern nur als einen relativen, zeitweisen, nicht an sich, sondern nur als Mittel zum Zweck schätzen: der immer die Veredlung und Durchseelung der Liebe ist. In diesem Sinne hat Huysmans recht, wenn er sagt, nur der Keusche könne wirklich wollüstig sein, in höherem Sinne könne nur der Keusche wirklich lieben. Eine vollkommene, in jeder Richtung befriedigende Lösung des sexuellen Problems ist vielleicht deshalb so schwierig, weil wir hier mit Ansprüchen des Körpers und des Geistes, des Herzens und der Seele, der Nerven wie der wirtschaftlichen Verhältnisse der Menschen zu tun haben.

Wir stehen daher einer solchen Fülle von Bedürfnissen verschiedener Art gegenüber, daß es fast unmöglich scheint, hier einen harmonischen, alle Teile befriedigenden Ausgleich zu finden.

Aber so viel ist sicher: nicht die schnellste, billigste, wahlloseste Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse soll erstrebt werden, wenn wir den Kampf gegen eine alte Moral führen. Im Gegenteil, einer der ersten und tiefsten Sexualforscher, Havelock Ellis, hat mit Recht daran erinnert: erst mit der Befreiung von der Bindung an eine e r z w u n g e n e körperliche Keuschheit werde es möglich sein, die Keuschheit wieder als Tugend preisen zu können. Die Bewahrung starrer, sexueller Abstinenz, eine inhaltslose Jungfernschaft erscheine dann nur als Zerrbild der Keuschheit. Es ist kein Zufall, daß Friedrich Nietzsche, einer der gewaltigsten Kämpfer gegen die mittelalterliche Verdüsterung und Askese, zugleich die relative Keuschheit als eine Tugend zum Zweck der Erhöhung der Liebe, wie der Erhöhung der Rasse, nicht aber Keuschheit als eine

leere Konvention gefordert hat. Das ist der große prinzipielle Unterschied zwischen der neuen und der alten Moral. In der alten Moral ist der Verzicht auf die Liebe an sich das Verdienstliche; nach unserer Auffassung ist ein zeitweiliger relativer Verzicht dann zu erstreben, wenn dadurch die Liebe eine Vertiefung, eine Bereicherung, eine Erhöhung erhält. Eine solche Bereicherung ist nur möglich durch Überwältigung von Hindernissen, die der direkten und schleunigen Befriedigung des Verlangens entgegenwirken, wodurch es an Kraft gewinnen muß, so daß es auf Umwegen den ganzen Organismus so stark ladet, daß der endliche Höhepunkt befriedigten Liebesverlangens, wie Havelock Ellis es ausdrückt, nicht die triviale Detumeszenz einer schwachen Begierde, sondern die immense Erfüllung eines Sehnsens ist, an dem die Psyche ebenso teilnimmt wie der ganze Körper. Von diesem Standpunkt aus muß natürlich die Auffassung, welche die Liebe etwa mit dem Alkoholgenuß als gleichwertig und daher als „entbehrlich“ ansehen zu können glaubt, als eine gefährlich unzulängliche Auffassung zurückgewiesen werden, und alle die Versuche, welche etwa die so dringlich notwendige Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten glauben auf ihr aufbauen zu können, befinden sich nach unserer Meinung in einem verhängnisvollen Irrtum.

Als vor nun mehr als zwei Jahrzehnten die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, deren sanitäre Errungenschaften der Krieg zum großen Teil wieder in Frage gestellt hat, gegründet wurde, gab sie ein Merkblatt heraus, in dem sie verkündete, geschlechtliche Enthaltksamkeit sei „nach dem übereinstimmenden Urteil der Ärzte nicht gesundheitsschädlich“. (!) Diese Behauptung in ihrer schlichten, unverklausulierten

Absolutheit forderte unwillkürlich zu der Frage heraus — selbst vorausgesetzt, daß die Behauptung zuträfe —, ob denn die Tatsache der „Nichtgesundheitsschädlichkeit“ schon ein hinreichender Grund zum Verzicht auf eine der stärksten Freudenquellen des Lebens sei?! Es mögen die Gefahren der geschlechtlichen Ansteckung gewiß größer sein als die der Enthaltensamkeit für die physische Gesundheit. Aber deshalb kann man doch nicht die Übel der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten einfach durch die Behauptung der Nichtgesundheitsschädlichkeit radikaler Enthaltensamkeit, durch dauernden Verzicht auf die Liebe bekämpfen wollen. Das sind zwei völlig heterogene Dinge. Es darf nicht ein Übel durch ein anderes, sondern es muß jedes für sich nach seiner Art bekämpft werden. Daß aber die letzten Jahrzehnte mit ihrem Kampf um sexuelle Reformen auch für die ärztliche Wissenschaft nicht unfruchtbar geblieben sind, dafür war u. a. eine Jahresversammlung kurz vor dem Kriege derselben Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ein Beweis. Nicht nur hatte inzwischen das ursprünglich beanstandete „Merkblatt“ der Gesellschaft eine andere, den Tatsachen mehr entsprechende Fassung erlangt, sondern in den Referaten und Diskussionen über die „sexuelle Abstinenz und ihre Wirkung auf die Gesundheit“ wurde der Kompliziertheit dieses Problems voll Rechnung getragen. Es war besonders einsichtig, daß die Dermatologen das Hauptreferat einem Nervenarzt, Geheimrat Eulenburg, übertragen hatten, der es prinzipiell ablehnte, diese so unendlich schwierige Frage mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Ob und wie weit sexuelle Abstinenz überhaupt durchführbar, und ob sie innerhalb dieser Grenzen unschädlich oder mit mehr oder

minder schweren körperlichen und seelischen Folgen verknüpft sein könne, wolle er nicht grundsätzlich, sondern individuell beantworten, nach Geschlecht, Lebensalter, Veranlagung, Temperament und Charakter, Erziehung und Lebensumständen. Und wenn man früher stillschweigend bei der Erörterung dieses Problems nur das herrschende, stärkere Geschlecht im Auge hatte — obwohl doch, wenn irgendwo, so auf dem Gebiet des Geschlechtslebens beide Geschlechter gleich unentbehrlich sein dürften, da auch der egoistischste Mann in der normalen Liebe auf einen weiblichen Partner nicht verzichten kann —, so wurde jetzt ausdrücklich die Bedeutung dieser Fragen für beide Geschlechter anerkannt. Von einigen Forschern wurde besonders betont, daß eben durch den Kampf der Frauen auf diesem Gebiet die Aufmerksamkeit auf diese Seite des Problems gelenkt worden sei. Ja, es wurde direkt zugestanden, daß durch die jetzt vorliegenden Äußerungen von Frauen die früheren Anschauungen als unhaltbar erwiesen seien. Man erkannte an: hier sei jedenfalls, wissenschaftlich genommen, ein noch unerforschtes Gebiet. Die Einsetzung einer Kommission, zu der auch Frauen zugezogen wurden, wurde beschlossen; sie hat die Aufgabe erhalten, weitere Forschungen anzustellen. Mit aller wünschenswerten Klarheit betonte Geheimrat Eulenburg: Wenn man schon für Durchschnittsnaturen in einem sozusagen asexuellen Mannesleben eine Art von Abnormität und ein für ihn mindestens unerwünschtes Wagnis zu erblicken habe, so machen sich bei Frauen, ihrer gesamten körperlich-seelischen Organisation gemäß, die schädigenden Folgen andauernd geübter sexueller Abstinenz weit früher, intensiver und, wenn wir von einer Minderheit ausgesprochen frigidere Naturen absehen, fast ausnahmslos, wenn auch

in sehr verschiedenen Gradabstufungen, bemerkbar. Selbst in den leichten Fällen kommt es doch zumeist zu einer allmählich sich vollziehenden Verkümmern oder einseitigen Entwicklung der geistigen Persönlichkeit, neben einer nicht ausbleibenden ungünstigen Beeinflussung rein körperlicher Funktionen, während in schweren Fällen nur zu häufig voll entwickelte Formen der Angstneurose, der sexuellen Neurasthenie und Hysterie und selbst ausgebildete Psychosen als Folgezustände der zwanghaft unterdrückten Weibinstinkte die späteren Lebensepochen unheilvoll gestalten.

Im Einverständnis mit einer ganzen Reihe bedeutender Sexualforscher, wie Havelock Ellis, Freud, aber auch Hinton, Cabanis, Busch, Hammer, Nystroem, Forel, Senancourt, in etwas eingeschränkterem Sinne auch Loewenfeld, Hirschfeld, Bloch, Blaschko, kommt Eulenburg zu dem Schluß — entgegen früheren, von einseitigem engem Geschlechtsegoismus diktierten Auffassungen —, daß die Frage der sexuellen Abstinenz für das weibliche Geschlecht, und zwar aller Altersstufen bis zum vollendeten Klimakterium, von weit einschneidenderer Bedeutung sei als für das männliche. Diese Fragen seien bei der Frau durchweg schwerer und ernster zu nehmen, weil nicht bloß die verwehrte Geschlechtsbefriedigung als solche, sondern in bedeutend höherem Grade der unbefriedigte Drang nach Mutterschaft, die Kindessehnsucht, als ursächliches Moment körperlicher und seelischer Schädigung wesentlich in Betracht komme. Gegen diese Feststellungen der ärztlichen Wissenschaft, der Neurologen und Sexualforscher sind auch in der Diskussion nennenswerte Einwände nicht erhoben worden. Wenn endlich zum Schluß ausdrücklich betont wurde, daß die Auferlegung, die moralische oder

gesetzliche Erzwingung der sexuellen Abstinenz eine Quelle fortdauernder körperlicher und seelischer Gefahr bilde für die einem solchen Zwange unterliegenden Individuen, so daß man vom hygienisch-ärztlichen Standpunkt aus die auf Beseitigung oder Milderung dieser sexuellen Not abzielenden Bestrebungen sympathisch begrüßen müsse, so dürfen wir darin wohl einen Erfolg der erst so bekämpften Bewegung zur Reform der Sexualmoral sehen und uns dessen freuen.

In jeder ernsten, prinzipiellen Betrachtung und Erörterung dieser Probleme zeigt sich mit unwiderleglicher Klarheit, wie eng all unsere Kulturprobleme ineinander verwurzelt sind. Eine erfolgreiche Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten z. B. ist, wie wir gesehen haben, nicht möglich, ohne die Auffassungen über die sexuelle Moral zu prüfen und zu wandeln. Sie ist nicht möglich, ohne auch der einen Hälfte der Menschheit, der Frau, ihr volles Recht im Liebesleben zu geben, wie es ihr durch ihre Gattungsaufgabe einerseits, durch ihre Entwicklung zur Persönlichkeit andererseits, zusteht. So wird es ganz von selbst durch die Macht der Tatsachen erzwungen: fast alle wichtigen Probleme des Mutterschutzes und der Sexualreform müssen berührt und zu Ende gedacht werden, wenn man an irgendeinem Punkte die Frage der sexuellen Abstinenz aufgreift. Es ist notwendig, zu begreifen, daß das Problem der sexuellen Moral nur lösbar ist durch die gleichzeitige Anwendung der bewußten Regelung der Geburten. Diese Konsequenz zog jene erwähnte Tagung durchaus logisch und mutig mit der Annahme der folgenden Resolution gegen das Schutzmittelverbot, die leider — trotz Krieg und Revolution — bis heute volle Aktualität behalten hat, da die Gesetze sich

noch nicht geändert haben: „Da die seitens der reichsgesetzlichen Judikatur geübte Auslegung des § 184 Absatz 3 eine schwere Gefährdung der Volksgesundheit in sich schließt und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wie sie planmäßig von der dazu gegründeten Gesellschaft unter weitgehendster Unterstützung des deutschen Ärztestandes wie der hierfür berufenen Kreise inauguriert worden ist, in der Gegenwart nahezu unmöglich macht, da andererseits an eine Änderung dieser Rechtsprechung kaum zu denken ist, so ist nur auf dem Wege einer veränderten Fassung der in Frage kommenden Bestimmung eine Abhilfe möglich. Dieselbe ist derart zu gestalten, daß für die Strafbarkeit einzig und allein das objektiv feststellbare Merkmal der den Anstand gröblich verletzenden oder öffentliches Ärgernis erregenden Ankündigung oder Anpreisung von unzüchtigen Gegenständen zu gelten hat.“

Das Problem der sexuellen Enthaltensamkeit ist vom Problem der sexuellen Aufklärung der Jugend nicht zu trennen. Und wenn sich immer mehr die bisherigen Vorkämpfer der strengen sexuellen Enthaltensamkeit dahin bescheiden, daß sie ihre Forderungen und Wünsche auf das jugendliche Alter, auf die Zeit der Entwicklung richten, während sie zugestehen, daß allerdings nicht dieselbe Forderung für den reifen erwachsenen Menschen von der Mitte der zwanziger Jahre an zu stellen ist, so ergibt sich dadurch eine Annäherung zur Übereinstimmung verschiedener Richtungen, die der Erreichung der Ideale einer höheren Sexualmoral nur förderlich sein kann. Es ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, für Gesunde in den Entwicklungsjahren Sexualabstinenz so lange als möglich, ebenso wie eine möglichst frühzeitige Verheiratung zu empfehlen. Nur darf man nicht glauben, damit schon die

Probleme gelöst zu haben. Hier tun sich vielmehr neue Schwierigkeiten auf: die Frühehe junger, liebesunerfahrener Menschen, die vielleicht auch Kinder zusammen haben, wird, eben dieser Unerfahrenheit wegen, später häufig zu Entfremdungen, zu Trennungen und neuen Bündnissen führen: darauf muß man gefaßt sein und damit rechnen. Die Schmerzen und Konflikte der Liebe werden also nicht aus der Welt geschafft, wohl aber wird damit zweifellos, sowohl ethisch-ästhetisch wie vom Standpunkt der Rassenverbesserung gewertet, eine höhere Stufe des Geschlechtslebens erreicht, als durch den heutigen heimlich-verlogenen, frivol, seelisch verödenden Verkehr mit der Prostitution.

In einer von echt philosophischem Geist getragenen Studie: „Sexuelle Liebesideale“ beleuchtet Rosa Mayreder den Entwicklungsgang der Sexualität im Bewußtsein der Menschheit vom Anfang des menschlichen Bewußtseins an bis zu den Kämpfen unserer Tage. Sie erinnert daran, wie vom Beginn der Kultur, bei denen geschlechtliche Akte auf Grund religiöser Vorstellungen als Kult-handlungen vollzogen wurden, bis heute wir eine ewig wechselnde Stellung zu den Problemen der Sexualität eingenommen haben. Vielleicht habe sich das Prinzip der Geistigkeit, der Durchseelung der Liebe nicht anders entwickeln können, als durch die zeitweilige Zurückdrängung des sinnlichen Trieb, wie sie in der priesterlichen Askese zum Ausdruck gekommen ist. Und wenn mit Recht daran erinnert wird, welche Rolle der jüdisch-christliche Gottesbegriff für die Persönlichkeitsentwicklung spielt, so hat die Entwicklung der Sexualität hier zuerst nicht gleichen Schritt mit dieser Persönlichkeitsentwicklung halten können, wenigstens nicht im allgemeinen Bewußtsein. Obwohl wir in der hebräischen Poesie im „Hohen Liede“

eine Verherrlichung der persönlichen Liebe haben, die noch bis heute einen der höchsten Gipfel der persönlichen Liebeslyrik bezeichnet, so daß man es ruhig neben, in manchem Sinne über Goethes „Römische Elegien“ stellen darf. Hier steht die Liebe vor uns als Naturmacht und als persönliche Leidenschaft, groß und gewaltig, — hier ist bei aller glühenden Sinnlichkeit Reinheit und Unschuld. Wenn in den „Römischen Elegien“ in erster Linie die Freude des Mannes an einem schönen Frauenkörper zum Ausdruck kommt — wie etwa die Antike sie kannte —, so fehlt dieser Auffassung die letzte, geheimnisvolle Ebenbürtigkeit der Liebenden, wie sie die große seelendurchglühte Leidenschaft aus sich selber zwischen zwei Menschen schafft, die völlige Einheit zwischen Seelen und Sinnen — und damit auch zwischen Mann und Weib —, wie sie in jener wunderbaren Schöpfung hebräischer Liebeslyrik schon einen ewig gültigen Ausdruck gefunden hat.

Man hat oft und immer wieder gegen das Ideal der Einheit von Seele und Sinnen den Einwand erhoben, daß es nur für eine Minderzahl erreichbar, verwirklichbar sei. Aber kann man deshalb auf die Aufstellung und Geltendmachung von Idealen verzichten? Wie klein und eng, wie ohne Spannung und Anreiz zum Leben und Kämpfen würde das Dasein werden, wenn keine Entwicklungslinien vorgezeichnet wären, keine Gipfel mehr vor uns lägen, die wir zu erreichen trachten würden! Der starre Begriff des „Seins“ hat sich für uns in den des „Werdens“ aufgelöst, an Stelle des stumpfen „Besitzens“ ist das ewige „Ringens“ getreten; das macht ja gerade unsere Freude an Leben und Lieben, an Kämpfen und Leiden, an Streben und Überwinden so stark und so tief, so glühend und so unzerstörbar. Wenn uns vielleicht intensiver, schmerz-

voller als in früheren Zeiten das Bewußtsein unserer Unzulänglichkeit: der menschlichen Natur, wie unserer sozialen Verhältnisse klar ist, so hilft uns auf der anderen Seite unsere Hoffnung auf eine höhere Entwicklung, sie zu ertragen. So stehen wir denn mit unserer Arbeit auf dem Wege, der einen höheren Daseinszustand vorbereitet. Wir versuchen, aus der bestehenden Unordnung und Trostlosigkeit, dem ungeheuerlichen Tiefstand unseres allgemeinen moralischen Bewußtseins, unseres sexuellen Lebens hinaus zu gelangen „durch soziale Veranstaltungen zum Zwecke systematisch gebesserter Lebensmöglichkeiten“, das ist der eine — praktisch-soziale Teil unserer Aufgaben —, „durch Entwicklung, durch persönliche Kultur, in der die geistigen Güter der Vergangenheit von Generation zu Generation weitergegeben und fortgebildet werden“, das ist der andere Teil unserer Aufgabe. Mutter-schutz und neue Ethik: wir können, wenn wir eine höhere Kultur der Liebe erstreben, weder auf das eine noch auf das andere verzichten.

III. MEHRLIEBE — MEHREHE!

Wenn nun auch die Schranken hinweggeräumt werden, die heute einer harmonischen Entwicklung der Liebe bei Mann und Frau noch entgegenstehen, so sind wir immer noch weit entfernt, beim Paradies angelangt zu sein. Die menschliche Natur scheint vielmehr so seltsam geartet, daß sie selbst da, wo vollkommenes oder wenigstens außerordentliches Glück möglich wäre, sich aus Torheit und Ungeschick neue Konflikte bereitet. Daß die Dauerverbindung zweier ebenbürtiger Persönlichkeiten die höchste Beglückung schafft, daß sie darum — auch auf absehbare Zukunft hinaus — das letzte Ideal bleiben wird, dafür bedarf es wohl keiner besonderen Beweisführung. Das ist unmittelbare Gewißheit jedes liebenden Herzens. Aber die beiden Bevorzugten, denen ein solch auserlesenes Glück immer tieferen gegenseitigen Ineinanderwachsens dauernd zuteil wird — sie bedürfen des Interesses und der Teilnahme der übrigen Welt in ihrem Götterglück nicht.

Wobei es aber vielleicht einmal eine besondere Untersuchung lohnte, wie vielen oder wie wenigen Menschenpaaren von hoher seelischer Bedeutung — wie den Brownings anscheinend — das Schicksal dieses höchste Geschenk der Liebe zuteil werden ließ?

Aber tausendfach zahlreicher sind doch eben die Fälle, auch unter Menschen sonst ernster, hochstrebender Art, wo diese restlose Einschmelzung nicht gelingt, wo entweder beide nach einiger Zeit scheinbarer Übereinstim-

mung sich wieder voneinander lösen oder die schlimmeren, häufigeren, wo der eine Teil — öfter der Mann — sein Ungenügen in dieser Verbindung deutlich zum Ausdruck bringt. Um entweder sich ganz und gar frei zu machen oder, wo sozial-wirtschaftliche Bande, wie Ehe und Kinder fesseln, sich wenigstens individuell-erotisch mit anderen Wesen zu verknüpfen.

Dieser Zustand des äußeren wie inneren Verknüpftseins mit einem Menschen, der sich innerlich oder physisch von dem anderen zu befreien wünscht, ist sicher eine der schmerzhaftesten Lagen, die es für das menschliche Selbstgefühl, für die liebende Psyche geben kann. Diese Schmerzen restlos zu beseitigen, wird keiner Erkenntnis, keiner Philosophie jemals — so muß man fürchten — gelingen. Es sei denn, daß man die Empfindungsfähigkeit überhaupt — auch für Glück also — mit beseitige. Wohl aber ist es vielleicht möglich, nachdem uns tiefere biologisch-psychologische Einsichten zu Gebote stehen als früher, diese Schmerzen ein wenig zu mildern, indem wir die letzten Ursachen zu erkennen versuchen.

Der mit der Bindung der Menschen an die Einehe verknüpften Erscheinung der „Untreue“ hat Hans Blüher in seinem vielbeachteten Werke „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) eine neue philosophische Begründung und Rechtfertigung zu geben versucht. Er hat in sehr geistreicher Art die These aufgestellt, daß jeder Mann — Blühers Individualität sieht die Weltgeschichte rein androzentrisch — eigentlich zweier Frauentypen zu seiner vollen Befriedigung bedürfe: des Typus der Gattin, der „Penelope“, wie er sie nennt, die ihm das Heim schafft, die Kinder gebiert, und der freien Frau, der „Hetäre“, nicht im vulgären, sondern

im antik-philosophischen Sinne. Man befindet sich Blüher gegenüber immer in der Lage, seinen Geist, seinen Stil, seine philosophische Begabung anerkennen zu können, sie zu genießen, während man zugleich bedauert, daß die Art seiner Individualität ihm nicht gestattet, noch höher über den Dingen, über den Schranken des Geschlechts zu stehen, wodurch seine krassen Härten, Einseitigkeiten und Lieblosigkeiten ausgeschaltet würden, die ihn von dem höchsten Typus des Philosophen, der immer auch, mit Nietzsche zu reden, ein „Genie des Herzens“ sein muß, ausschließen. Sicherlich kann man zugestehen, wenn man diese Blüher-schen Unterscheidungen relativ nimmt, wie alle solchen subjektiven Unterscheidungen genommen sein wollen, daß sich die Frauen in der Tat einmal in diese Grundtypen der Gattin und der freien Frau teilen lassen (wobei man aber nicht vergessen darf, daß so ganz im allgemeinen auch die Männer sich in den konservativen Typus des Familien-erhalters und den freien, schweifenden, forschenden, schöpferischen Geist teilen), von denen er dann noch den Typus der Prostituierten als dritte „nicht mehr menschliche Kategorie“ abtrennt. Wenn er die Dirne dahin charakterisiert, daß sie „ein weibliches Geschlechtswesen menschlicher Gattung sei, dessen Sexualität ohne Eros geblieben ist“, so kann man darin mit ihm übereinstimmen, woran sich aber für jeden, der nicht wie Blüher die Welt ganz androzentrisch nur vom Standpunkt des Mannes ansieht, die schmerzliche Frage knüpft, ob es nicht auch noch eine bedrückend zahlreiche Reihe von „männlichen Geschlechts-wesen menschlicher Gattung“ gibt, deren „Sexualität“ ebenfalls „noch ohne Eros“ geblieben ist? Mit einem von ihnen verbunden zu sein, bleibt für die Frau — mag sie nun als Gattin oder Hetäre, als Penelope oder Kalypso er-

scheinen —, eine schwere und tragische Angelegenheit. Wenn Blüher von der Dirne meint, es sei merkwürdig, daß man diese seelenlosen Geschöpfe „aus Versehen“ mit in die Personalakten der Bürger aufgenommen habe, wenn er den Wunsch ausspricht, sie sollten niemals Subjekt des bürgerlichen Rechts sein können, sondern unter einer Art modifiziertem Tierschutzgesetz stehen, so sind das die letzten Konsequenzen einer Grundauffassung, die an eine konservativ gewalttätige Faust, an eine männliche Gesellschaft, eine Geschlechtsherrschaft im Grunde, statt an eine wahrhaft menschliche Gemeinschaft der Zukunft glaubt. Die Frauen haben, wie er meint, das größte Interesse daran, daß ihr Geschlecht, aus dem heraus nun einmal die Dirnen geboren werden, „daß das weibliche Geschlecht auch in seinen verbrecherischsten Ausläufern nicht durch das gleichberechtigte Auftreten von Geschöpfen verzeichnet werde, die weder gut noch böse sein können“ (denn unter den Männern fehle jede Analogie dafür — meint er in seltsamer Verkennung der Tatsachen; als ob der Freund der Dirne, der Zuhälter, nicht durchaus ein männliches Gegenstück der weiblichen Dirne sei, von männlichen Prostituierten direkter Art — zu homosexuellen, wie heterosexuellen Akten bereit — ganz zu schweigen!). Demgegenüber werden die Frauen ihre Aufgabe vielmehr darin erkennen müssen, vor allem mit daran zu arbeiten, auch die Sexualität des Mannes so unmittelbar mit Eros zu verbinden, daß ein Mann fortan mit einem weiblichen Geschlechts-wesen menschlicher Gattung, dessen Sexualität ohne Eros geblieben ist, überhaupt nicht mehr in sexuelle Beziehungen treten kann, womit die Existenzberechtigung und das Vorkommen dieser Naturspezies sogleich aufhören würde.

Wenn man nun aber über diese mann-männliche andro-

zentrische Einstellung hinaus, die als eine Neueinkleidung alter Egoismen in das Gewand der Sexualphilosophie besonders unter der Jugend gewiß manche Verwirrung angerichtet hat, das Problem der Mehrehe und Mehrliebe menschlich allgemeiner faßt, wird man am Ende zu tieferen Einsichten kommen, als vom Blüher-Standpunkt aus vielleicht möglich ist. Die Tatsachen der Geschichte, insbesondere auch der Entwicklung des Liebesgefühls sprechen eine interessante Sprache. Kein Zweifel, daß verschiedene Gemütsbedürfnisse, ernste erotische Anziehungen im Menschen zu gleicher Zeit nebeneinander bestehen und in zahlreichen Fällen, infolge der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, nur von verschiedenen Typen des anderen Geschlechts befriedigt werden können. Blüher fordert z. B. in tiefstem Ernst als eine hohe und ernste — nicht etwa frivole — Einrichtung, das „Sakrament einer Mehrehe“, das heißt die dauernde Beziehung eines Mannes zu einer abhängigen Frau, der Gattin, und einer freien Frau. Um einmal den Typus, den er selbst einst in der Mutter liebte, und den er als die Mutter seiner Kinder vielleicht sich wiedergewinnen möchte, zu besitzen, und andererseits, um dem faustischen Drang ins Weite, Freie, geistig Reiche und psychisch Tiefe zu genügen, wie es nach seiner Meinung in der Regel nur die innerlich freie Frau ihm schaffen kann. Wenn man Geschichte, Literatur, die lebendige Gegenwart tiefer durchforscht, wird man erkennen, daß ähnliche Bedürfnisse in jeder höchsten Kultur auch in jeder entwickelter Frau in bezug auf den Mann entstehen. Es hat Zeiten gegeben — in der Kultur des Geistes und der Liebe besondere Blütezeiten — in denen ganz offiziell die Frau neben dem Gatten stets den Geliebten besaß, ja, in denen der Geliebte gewisser-

maßen gesellschaftlich größere Rechte und Anerkennungen fordern durfte als der Gatte. Stendhal in seinem immer noch klassischen Werke „Über die Liebe“ (übersetzt von Artur Schurig, Verlag Eugen Diederichs, Jena) erinnert an die italienischen Zustände des 18. Jahrhunderts, in denen übrigens der Gatte der beste Freund des Liebhabers ist, wo alle solche Verhältnisse vollkommen bekannt sind, wo sie ihre Gesetze haben, eine anerkannte Art, sich dabei zu benehmen, die sich ohne Rücksicht auf das Herkommen, fast nur auf die Billigkeit stützt. Und ähnlich wissen wir es aus dem Zeitalter der provençalischen Liebe des 12. und 13. Jahrhundert, jener Zeit, von der Nietzsche sagt, „daß man diesen Rittern der fröhlichen Wissenschaft die Kunst und Schwärmerei in der Hingebung, die Liebe als Passion, ja, daß Europa sogar beinahe sich selbst jener Kulturströmung verdanke“. Die Minneregeln aus dem 12. Jahrhundert, von denen der französische Kaplan Andreas in seinem Werke über die Minnegerichte berichtet, schließen mit der Bestimmung: „Nichts steht dem entgegen, daß eine Frau von zwei Männern, oder daß ein Mann von zwei Frauen geliebt wird.“ Aus ähnlichen Erwägungen heraus kam auch die deutsche Romantik vor hundert Jahren einmal auf die Frage, ob eine Ehe zu vieren wünschenswert sei, eine platonische Betrachtung freilich, der aber ebenfalls die Erkenntnis zugrunde liegt, daß sehr häufig bei der innigsten Verbindung von einem zum andern wesentliche Eigenschaften fehlen, die nur aus einer anderen dritten und vierten Persönlichkeit heraus wieder ergänzt werden können.

Blüher verkündet mit heiligem Ernst sein Ideal der Mehrehe für den Mann, wobei ihm auch entfernt nicht der Gedanke kommt, daß das, was er fordert, sich ebenso von

der entwickelteren, weiblichen Persönlichkeit sagen läßt, ohne daß dies als wünschenswertes Ideal betrachtet zu werden braucht. Ich habe die Tatsache wie die Tragik solcher Verschlingungen behandelt („Probleme der Differenzierung“, Neue Generation 1913), und darf hier, um nicht Gesagtes zu wiederholen, ausdrücklich darauf verweisen. Diese Doppelliebe ist von der gewöhnlichen, primitiven, undifferenzierten, philisterhaften Polygamie und Allerweltsiebelei, die imstande ist, sich mit beliebig zahlreichen Wesen des anderen Geschlechts ohne weitere Hemmungen zu verbinden — wobei es sich also nur um rein gattungsmäßig sexuelle, niemals aber um individuell-seelische, also beseelte Verbindungen handeln kann —, vollkommen wesensverschieden. Können dem Tieferblickenden denn in der Tat aus Geschichte, Literatur und dem reichen Leben um uns her all die unzähligen Beispiele unbekannt geblieben sein, die das erweisen?

Es ist natürlich kein Zufall, daß gerade jetzt auch in der Literatur dies Problem der Neigung einer Frau zu mehreren Männern häufig zur Darstellung kommt, während es bis vor einigen Jahrzehnten in der Literatur — wenn auch nicht im Leben — hauptsächlich der Mann war (um nur an Goethes „Stella“ zu erinnern), der zwischen mehreren Frauen stand. Aber jede psychologisch tiefer dringende Kunst muß naturgemäß auch vom Standpunkte der Frau aus diesen Problemen sich nähern, je mehr die Frau sich zur reifen Persönlichkeit entwickelt, die ihr Zentrum in sich hat, und von da aus in Konflikte durch die verschiedenen Ausstrahlungen und Anziehungen gerät. In einem der ersten Beispiele für das Auftauchen dieser Formulierung des Problems in der deutschen Literatur,

im „Roman der schwedischen Gräfin von G“ von Gellert, wird zur Rechtfertigung dieser Problemfassung der erste Gatte zunächst als verstorben vorgeführt, dessen unerwartete Rückkehr die Frau dann erst vor diese Zerreißen ihrer Gefühle, den Konflikt der Liebe zwischen dem ersten und zweiten Gatten zu stellen vermag. Herbert Eulenberg hat in seinem Drama „Belinde“ auch noch dies alte Motiv des irrtümlich totgeglaubten ersten Gatten benutzt, um die zweite Liebe und damit den Konflikt moralisch zu rechtfertigen. Es blieb vielleicht den Frauen selber vorbehalten, den Schritt weiter zu tun, aus inneren Motiven die Rechtfertigung für die mehreren Anziehungen und das qualvoll süße Spiel einer Doppelliebe zu finden. Eines der stärksten Beispiele für die meist tragische Doppelliebe-Leidenschaft, die hier gemeint ist, und die, wie nicht stark genug betont werden kann, nichts mit der gewöhnlichen Untreue zu tun hat, die im Grunde eine vorherige Entwertung des früher geliebten Menschen — eben die Abwendung, die Untreue — zur Voraussetzung hat, ist das Leben und die Liebe der Julie von Lespinasse, deren Fall daher eingehender betrachtet sei.

„Welches Geschöpf hat je so innig wie ich den vollen Wert des Lebens empfunden? Ist es nicht genug, das Dasein einmal geliebt und gesegnet zu haben? Wie viele Milliarden von Menschen sind über die Erde geschritten, ohne daß sie ihr zu Dank verpflichtet waren? Wie sehr bin ich geliebt worden!“

Als Julie von Lespinasse diese Worte im Juni 1774 schrieb, war einen Monat zuvor ihr Geliebter, der Spanier Mora, gestorben und sie selbst in eine neue, höchst qual-

volle Liebe zu dem Grafen Guibert verwickelt, in der sie sich bis zu ihrem frühen Tode fast verzehrte.

Wenn wir ihre Briefe lesen (Verlag von Georg Müller, München, ins Deutsche übersetzt von Artur Schurig, eingeleitet von Wilhelm Weigand), so begreifen wir, daß Stendhal — der als genialer Psychologe in der Liebe unterscheidet zwischen der Liebe aus Leidenschaft, der Liebe aus Galanterie, der sinnlichen Liebe und der Liebe aus Eitelkeit — die Briefe der Julie von Lespinasse als das klassische Beispiel der Liebe aus Leidenschaft ansieht. Die Brüder Goncourt meinen, die von ihrem Objekt völlig absorbierte Liebe habe kein klassischeres Beispiel in der modernen Menschheit, als diese Frau, die all ihre Gefühle und all ihre inneren Regungen auf ihren Liebhaber bezieht, ihm all ihre Gedanken schenkt, deren Eigentum sie sich nach ihrem feinsinnigen Ausdruck nur zu sichern glaubt, indem sie sie ihm mitteilt, die sich alles verbietet, woran er keinen Anteil hat, die zufrieden damit ist, nur von ihm zu leben, ihrer eigenen Persönlichkeit beraubt und gleichsam für sich selbst abgestorben, die sich weigert zu reden, den Besuchen Diderots die Tür schließt, weil das Gespräch, wie sie sagt, ihre Gedanken gewaltsam ablenkt, die allein, ohne Bücher, ohne Licht und in Schweigen sitzt, ganz und gar dem Genuß des neuen Seeleninhalts hingegen, den ihr Guibert mit den drei Worten geschaffen hat: „Ich liebe Sie“, und zugleich so tief in diesen Genuß versunken, daß sie darüber die Fähigkeit verliert, sich der Vergangenheit zu erinnern und der Zukunft zu gedenken.

Für uns, denen das zwanzigste Jahrhundert, die Schwere der Zeit noch einen anderen Wirkungskreis geschaffen hat, als das achtzehnte Jahrhundert ihn kannte, die wir in ganz anderem Sinne als jemals vorher die Arbeit, das

Schaffen und Wirken auch für die Menschheit, das Bemühen, unser Ideal auch in die Wirklichkeit zu übertragen, als notwendig für unser Leben empfinden — erscheint vielleicht diese Art der Liebe, wie sie Julie von Lespinasse empfindet, nicht mehr als einzige und höchste. Vielleicht wird sie aber begreiflicher, wenn man sich erinnert, daß Julie von Lespinasse an der Schwindsucht starb, und daß die letzten Jahre ihres Lebens ihr auch aus äußeren physiologischen Gründen nur noch dieses intensive, auf ihre eigenen Interessen zurückgezogene Leben gestatteten. Wenn angesichts dieser von Leidenschaft bis zum Tode erfüllten Seele wieder einmal das alte, tragische Schicksal großer Liebe wehmütig berührt, daß alle diese Glut einem beinahe Unwürdigen entgegengebracht wird — jedenfalls einem, der sie nicht voll zu würdigen und zu genießen verstand —, so müssen wir uns an das tiefe Wort Konrad Ferdinand Meyers erinnern: „Wer liebt, verschwendet alle Zeit.“

Man versteht, daß die Goncourts meinen, wenn man dieses Feuer untersuche, so werde es einem unter der Hand zittern als der stärkste Herzschlag des achtzehnten Jahrhunderts.

Man versteht aber auch Juliens persönliches Wesen und Schicksal erst, wenn man erfährt, daß sie das illegitime Kind einer Leidenschaft ist, und daß man vergeblich versuchte, den unruhigen Schlag ihres Herzens in einem Kloster zur Ruhe zu bringen.

Erst als ihre Tante, die Marquise von Dudeffand, sie zu sich nahm, entwickelte sich für sie das von Geist und Leidenschaft erfüllte Leben, das sie — mit allem — mit Himmel und Hölle — immer wieder zu leben bereit war. Nun ergab sich die seltsame Situation, daß D'Alembert, der seit Jahren die erste Stelle im Herzen der Marquise Du-

deffand eingenommen hatte, eine tiefe Neigung zu Julie faßte, die zu ihrer Trennung von ihrer Tante und zu einem Zusammenleben mit D'Alembert führte. Diese ersten Jahre, in denen Julie von Lespinasse das Glück einer innigen Freundschaft mit D'Alembert genießt und ihren eigenen Salon gegründet hat, sind vielleicht die harmonischste, wenn auch nicht die am stärksten bewegte Zeit ihres Lebens. Die Marquise von Duffand nannte sie spöttisch „die Muse der Enzyklopädie“: sie hat es in der Tat fertig gebracht, die ersten Männer der Nation, die verwöhnteste Gesellschaft in einem Hause um sich zu versammeln, das an materiellen Gütern nicht allzuviel bieten konnte.

Aber während sie für Außenstehende die „Freundin“ D'Alemberts blieb, mit dem sie zusammen wohnt, ist in ihr Leben eine andere Leidenschaft getreten, deren sie ihrer heißen, zärtlichen Natur nach bedurfte. Zwischen dem jungen spanischen Marquis von Mora und Julie von Lespinasse hat sich eine tiefe, eingestandene Neigung gebildet, die von ihr jahrelang als die höchste Erfüllung ihres Lebens betrachtet wurde. Beide trugen in sich den Keim der Lungenschwindsucht, von der sie beide früh hingerafft wurden. Vielleicht hat auch das Bewußtsein, wie kurz die ihnen zugemessene Zeit war, ihren Empfindungen die Intensität gegeben, die sie noch heute so bemerkenswert machen. Julie von Lespinasse war damals 35 Jahre alt und keineswegs eine Schönheit. Aber alle Zeitgenossen sind über die Verklärung ihrer Züge einig, wenn die innere Flamme sie erhellt und durchleuchtet. Eine Trennung der Liebenden, die ein Jahr dauerte, hat ihre Leidenschaft für einander nur noch verstärken können. Gegen den Willen der Ärzte und seiner Familie, die eine Heirat mit der zwölf

Jahre älteren Frau, die dazu noch von illegitimer Herkunft war, nur ungern herannahen sah, erschien Mora wieder in Paris, und ihr Glück schien nun Vollkommenheit. Nur der Gesundheitszustand Moras warf einen Schatten auf ihr Leben. Im Jahre 1772 bekam er einen zweiten heftigen Blutsturz, und die Ärzte sandten ihn in die Pyrenäen.

Und seltsames Verhängnis! Noch während Mora krank in der Ferne weilt, tritt ein anderer Mann in ihr Leben und gibt ihrer leidenschaftlichen Seele den furchtbaren Konflikt einer Doppelleidenschaft, die bis zu Juliens Tode jede Ruhe, jedes friedvolle Glück aus ihrem Leben verbannt hat. Auf einem ländlichen Feste lernt sie den Grafen von Guibert kennen, von dessen Genie die Gesellschaft jener Tage überzeugt war, der freilich nachher nicht gehalten hat, was man von ihm als Dichter und Offizier erwartete. Seine Geliebte war damals Frau Jeanne Thiroux von Montsaugé, die zu den sanften Frauennaturen gehörte, die durch die Ruhe ihres Gefühls fesseln. Es scheint, daß Julie anfänglich keine Ahnung von der Gefahr hatte, der sie gegenüberstand, und der Gedanke an den abwesenden und kranken Geliebten hielt jeden Gedanken an ein Mißtrauen gegen ihr eigenes Herz zurück. Aber während sie um ihn bangt, muß sie allmählich empfinden, daß auch der neue Freund von ihrem Innern Besitz nimmt. So wird das scheinbar Unmögliche hier möglich: die alte Leidenschaft wird von der neuen nicht ausgelöscht, vielmehr wird Mora immer mehr zu einem fleckenlosen Ideal, während Guibert die Quelle aller Leiden ist, dessen Fehler sie sehr wohl zu erkennen imstande gewesen ist, und der sie doch vermöge jener unerklärlichen Sympathien der Naturen an sich zieht, daß sie alle anderen Dinge des Lebens, sogar ihre Liebe zu dem Geliebten über ihn vergißt. In der gleichen

Stunde, in der Mora den Blutsturz bekam, an dem er sterben sollte, gibt Julie von Lespinasse sich dem neuen Geliebten hin. Während Mora die Rückreise zu ihr anzutreten versucht, auf der er stirbt, und Julie in der ersten Verzweiflung darüber sich zu vergiften versucht, bleibt ihre Gebundenheit an Guibert dieselbe. Es ist für sie selbst ein Problem, das sie nicht zu lösen vermag; sie verabscheut ihre Neigung und kann doch nicht widerstehen, es ist wie ein wilder Zauber, der sie ihrer freien Bestimmung beraubt.

Guibert ist keineswegs der Mann, in einer Geliebten aufzugehen; er weiß nichts mit der großen Einsamkeit anzufangen, die eine große Leidenschaft um zwei Menschen herum schafft. Und wenn er sich eine Zeitlang um Juliens willen von Frau von Montsaugé getrennt hat, so spielen dafür andere Frauen eine entscheidende Rolle für ihn, bis er endlich eine Ehe schließt, die Julie leichter zu ertragen scheint als die Furcht, ihn wieder an Frau von Montsaugé zu verlieren. Während alle ihre Freunde, auch ihr treuer Hausgenosse D'Alembert glauben, daß es die Trauer um Mora ist, die sie dem Tode nahe bringt, errät keiner von allen, was Guibert für sie bedeutet.

Wilhelm Weigand, der den von Artur Schurig übersetzten Briefen der Lespinasse eine feinsinnige Einleitung gegeben hat, der die mitgeteilten Daten entnommen sind, erzählt von der seltsamen Ironie des Schicksals, daß D'Alembert nach dem Tode seiner Freundin ein Manuskript fand, in dem sie die Geschichte ihrer Liebe zu Mora erzählte. Der Philosoph war verzweifelt, als er erfuhr, daß er seit acht Jahren nicht mehr der Besitzer ihres Herzens gewesen war, und als Vertrauten seines Schmerzes wählte der Unglückliche — seinen Freund Guibert!

Julie von Lespinasse ist im Jahre 1776 gestorben. Und

doch lebt sie noch, ist sie unsterblich in ihren Briefen, in dem Gefühl, das sie beseelt hat, und dem sie beredter als viele andere Ausdruck zu geben vermochte: „In allen Augenblicken meines Lebens, mein Freund, ich leide, ich liebe Sie, und harre Ihrer!“

Die Erkenntnis, daß Liebe und Leid naturnotwendig zusammengehören, gibt ihr in aller schrankenlosen Hingebung eine seelische Überlegenheit, eine Kraft, die man bewundern muß. „Ich habe so viel genossen,“ schreibt sie, „daß ich, wenn ich das Leben noch einmal beginnen müßte, es unter den gleichen Bedingungen auf mich nehmen würde. Liebe und Leid, Himmel und Hölle.“

Auch wenn die Liebesbeschwörungen und Klagen Juliens auf die Dauer vielleicht eintönig erscheinen können, wenn dieses Erfülltsein von nichts anderem auf der Welt, als der Gebundenheit an *einen* Menschen vielleicht eng erscheinen mag, — in diesem Mut, alles an Gutem und Bösem, an Qual und Leid auf sich zu nehmen, was eine starke Leidenschaft bescheren mag, liegt ein Heroismus, den nur ein echtes Gefühl zu bewähren vermag, und dem wir allezeit unsere Verehrung nicht versagen können.

Ein solcher Blick auf die Wirklichkeit einer ungewöhnlichen Frauenpersönlichkeit befreit von der geistreich bestechenden, aber gänzlich unhistorisch-dogmatischen, doktrinären Auffassung Blühers und seiner Gesinnungsgenossen, deren begabtester Typus er ist, so blendende und zum Teil treffende Worte er auch findet, — über das Wesen von Eros selbst freilich richtiger als über das Wesen der Frau, welches er, grundsätzlich mann-männlich eingestellt, auch wohl gar nicht restlos erfassen kann. Für junge unentwickelte Männer und Frauen ist ein bedauerlicher,

ja verhängnisvoller Einfluß dieser Theorien denkbar. Bestechend und verführend ist der Ernst, der dem jugendlich tiefen Menschen Wohltat ist, der auch die einseitig liebevolle Aburteilung und Einengung des Wesens der Fran noch in eine priesterliche Würde zu kleiden versteht. Für den reifen, seiner selbst bewußten männlichen wie weiblichen Menschen sind sicherlich manche Anregungen aus diesen Betrachtungen zu schöpfen, um so eher, wenn man über einige gar zu verstiegene, jungmännliche Einbildungen freundlich zu lächeln gelernt hat.

Wie stark dies Problem der Doppelliebe aber heute nicht nur geistige Männer, sondern auch geistige Frauen beschäftigt, sehen wir darin, daß eine verhältnismäßig große Anzahl weiblicher Schriftsteller verschiedener Nationen sich mit ihm auseinander zu setzen versucht. Bisher sind es hauptsächlich Frauen anderer Nationen, die auf diesem Weg jedenfalls vorausschreiten. Es sei erinnert an die Romane der Russin Anastasia Werbitzkaja, an die Dänin Agnes Henningsen, deren vier Hauptwerke in gutem Deutsch „Die vier Liebsten des Gutsbesitzers Christian Enevold Brandt“, „Die vielgeliebte Eva“, „Polens Töchter“ und „Die große Liebe“ im Verlag von Axel Junker, Berlin, erschienen sind. Die Dänin Karin Michaelis Stangeland vor allem in ihrem Roman „Die große Beichte“, die Österreicherin Friederike Marie Winternitz in „Vögelchen“ (Verlag S. Fischer, Berlin) und dann auch — in etwas anderem Sinne — die Deutsche Annemarie von Nathusius in ihrem „Eros“ (Verlag Bong, Berlin).

Lebendig und melancholisch zugleich, wenn auch freilich nicht mit so vollkommenem Freimut und so überlegener Skepsis wie ihre Landsmännin Agnes Henningsen, hat z. B. Karin Michaelis in dem neuesten Roman „Die große

Beichte“ (Verlag Ullstein & Co.), das Problem der Mehr-
liebe der Frau behandelt. Es geht eine um Mitgefühl und
Verständnis gewissermaßen werbende Unterströmung durch
das Buch, fern von jener reifen und tiefen Überlegenheit
der Henningsen-Gestalten, die in all ihren Unvollkommen-
heiten doch vollkommen rein und schuldlos, wie von der
Natur selber gerechtfertigt, dastehen. So hat bezeichnen-
derweise Karin Michaelis den Namen „Die große Beichte“
gewählt, und der freigewählte Tod der Heldin ist die
Folge ihrer unentrinnbaren Verstrickung in die ver-
schiedensten Typen der drei Männer, denen sie sich nach-
einander und doch zum Teil auch noch zugleich mit-
einander am tiefsten verbunden fühlte. Die Heldin bleibt
dem Schicksal gewissermaßen unterlegen, was auf die
Darstellung zurückwirkend einen letzten Schimmer von
Unfreiheit auf ihre Gestalten und vor allem die Gestalt
der Heldin selbst wirft. Sie gehört zu jenem Frauentypus,
der im gewissen Sinne zeitlebens ein kleines Mädchen
bleibt, das sich danach sehnt, umarmt und verwöhnt zu
werden und so dankbar ist für jede Liebe, jede ihr erwiesene
Güte, daß sie bereit ist, in allem, was ihr begenet, das
Liebenswerte zu suchen und freudig anzuerkennen. Sie
gehört jenem Frauentypus an, der stark und gesund genug
ist, um aus allen Nöten, Enttäuschungen und Schmerzen
der Liebe mit einem unverbitterten, heiteren Herzen
wieder herauszukommen. Sehr anschaulich sind die drei
Männertypen von der Dichterin gezeichnet, in allen ihren
Mängeln klar gesehen und doch mit dem verklärenden
Auge der Liebe, die auch durch die Lächerlichkeiten und
Schwächen des einen, die verhängnisvollen Härten und Eng-
herzigkeiten des anderen Mannes nicht zerstört zu werden
vermag. Wir treffen in diesem Werk die Heldin Benitta, wie

sie nach der Trennung von ihrem zweiten leidenschaftlich eifersüchtigen, sie in asiatischem Despotismus allein besitzen wollenden Gatten frei und einsam als Schriftstellerin in ihrem eigenen Hause lebt.

Dort empfängt sie den Besuch des ersten Gatten, mit dem sie längst wieder warme, zärtliche Freundschaft verbindet. Sie hat zugleich den jungen idealistischen Geliebten, ihren dritten Mann bei sich, der, voll von platonischer Glut, mit dem natürlichen Fanatismus der Anbetung der Jugend sie umgibt. Diese beiden Männer verstehen durchaus, wenn auch mit einigen Schmerzen der Resignation, einander zu würdigen und freundschaftlich miteinander zu verkehren. Der erste Ehegatte ist der Typus des ästhetisch verfeinerten, eitlen, ewig in neue Liebesabenteuer sich stürzenden, seiner Frau daher erst dann „treuen“ Gatten, — als sie für ihn „unerreichbar“ geworden ist. Der zweite, der als rächendes Schicksal die Katastrophe auslöst, ist der krasseste Gegensatztypus zu der Toleranz und Feinheit, aber auch der Gebrochenheit und Unbeständigkeit des ersten. Er verkörpert die fanatische, bis ins unheimlich Verbrecherische gesteigerte Besitzwut des Mannes, wie sie im allgemeinen wohl mehr orientalischen, romanischen oder südlichen Rassen eigen ist. Es ist durchaus begreiflich, daß sich die Frau von dieser eigensüchtigen „Liebe“, trotz aller Glut und Inbrunst, die sie zu einem Gegenstand des Besitzes machen wollte, befreien mußte. So sehr sie als Weib die sinnliche Leidenschaft ihres Mannes genießen mag, als Mensch, als Persönlichkeit vermag sie in dieser Gefangenschaft nicht zu existieren. So erwuchs ihr darum endlich die verehrende, anbetende Liebe des dritten jüngeren Mannes wie ein Labsal, eine Befreiung, ein milder Trost, ein

nicht mehr erhofftes Glück nach so viel Leiden und Schmerzen.

In diesen friedlichen Ausklang der milden freundschaftlichen Versöhnung mit dem ersten Gatten, der befreienden Verehrung des dritten, dringt der zweite Gatte als Rächer gewissermaßen mit seiner absoluten Forderung, seinem wilden Verlangen nach Genugtuung, daß sie ihn verlassen konnte, hinein. Um ihm nicht die ihn niederschmetternde Enttäuschung zu bereiten, daß sie ihm einen Nachfolger hat geben können, wie daß sie, was ebenfalls über seine enge, begrenzte Auffassung geht, freundschaftliche Wege zum ersten Gatten gefunden hat, gibt sie sich dann, in einer entsetzlichen Verwirrung der Gefühle, selbst den Tod. Die ungeheure Anziehung und Macht, die an sich die absolute Forderung einer streng abgeschlossenen Gemeinschaft zu Zweien für die Frau hat, wird sehr deutlich charakterisiert: andererseits auch die Unmöglichkeit für eine lebensvolle, geistig entwickelte Frau mit einem Manne ihr Leben zu teilen, der sie gewissermaßen als ein verschließbares Besitztum wertet, so daß sie am Ende an ihm, durch ihn, gewissermaßen freilich auch für ihn, stirbt.

Verwandt der „Eva“ von Agnes Henningsen in der Schuldlosigkeit und Anmut, wenn auch nicht von gleicher Selbständigkeit und Reife der Persönlichkeit ist die Heldin des bei seinem Erscheinen lebhaft gepriesenen Buches „Vögelchen“ von Friederike Marie von Winternitz (S. Fischer, Berlin).

Wie hier eine weibliche Seele, ein weiblicher Körper von früh auf von einem Manne zum andern wandert, in sinnlicher Wärme mit ihm verbunden ist, um dann doch wieder verlassen zu werden, wie sie in aller scheinbaren

„Schuld“ keusch in ihrem Empfinden, in jedem höheren Sinn schuldlos bleibt, das ist mit großer Kunst und Liebe geschildert, wenn auch die letzte seelische Feinheit und Überlegenheit einer Agnes Henningsen nicht erreicht sein mag. Was die deutsche Annemarie von Nathusius in ihrem kürzlich erschienen Roman „Eros“ zu diesem Problem bringt, ist wieder ganz anderer Natur. Hier ist die Erkenntnis der Friendschen Psychoanalyse: daß in der Kindheit gewonnene sexuelle Eindrücke auf das ganze Leben einwirken und unauslöschlich sind, an einem erschütternden Fall belegt. Die Heldin des Romans ist eine hochbegabte, aller äußeren Konvention in glühendem Protest gegenüberstehende Sängerin, die nach schmerzhaften Erlebnissen, Ehescheidungen, Liebesenttäuschungen eine jahrelange innige Verbindung mit einem Manne aus dem Volke eingegangen ist, der ihrer Liebe ergeben dient und damit ihrem herrischen Sinn, der eine Seite ihres Wesens ausfüllt, Genüge tut. Aber — auf Grund eines tiefen, unauslöschlichen Eindrucks aus Kindertagen — wendet sie sich dann einem Manne ihrer eigenen Junkerkaste zu, dessen einfache, ungebrochene Herbheit und Unintellektualität ihr das Bild des steinernen Ritters, das Ideal der Kindheit, zu verkörpern scheint. Es ist kein Wunder, daß aus dieser ihrer jetzigen Gesamtpersönlichkeit nicht mehr entsprechenden Verbindung keine Verschmelzung entstehen kann. Unsägliche Leiden müssen für beide Teile die Folge dieses aussichtslosen Versuches sein. Während sie die Rolle der demütigen, um seine Liebewerbenden Frau einzunehmen bemüht ist, kommt allmählich, was nach der endgültigen Bindung der Beiden kommen muß: die sich vom rauhen Gatten vernachlässigt fühlende, an einen steten Kult des Eros wie ihrer

Persönlichkeit gewöhnte Frau fühlt, als sie den ihr ganz ergebenen früheren Geliebten wiedersieht, auch die alte Liebe wieder in sich auferstehen, die so mannigfache Seiten ihres Wesens erfüllt und beglückt hat. Der Gatte weiß auf diese Komplikation nur mit der konventionellen stereotypen Formel „Dirne“ unter Hinausweisung der Frau aus seinem Hause zu antworten, die noch mehr seine Ehre, als seine Liebe verletzt hat. Sie aber versucht, an der Männerliebe verzweifelnd, in die Arme der gleichgestimmten Freundin zu flüchten, im Glauben, dort die seelischen Seiten der Erotik tiefer erleben und genießen zu können als beim Mann, wie es der zentrale Konflikt ihrer Liebe zu dem steinernen Ritter ist, daß ihre Bedürfnisse nach einer Verfeinerung der physischen Liebe bei ihm keine Berücksichtigung finden.

Viel Neues und Reizvolles zu diesem Problem vor allem bringen die zugleich tiefen und überlegenen Gestaltungen der Dänin Agnes Henningsen; sie können im Rahmen dieser knappen Studie nicht so eingehend charakterisiert werden, wie sie es an sich verdienen. Sie werden an anderer Stelle in der von mir herausgegebenen Zeitschrift: „Die Neue Generation“ noch ausführlicher von mir behandelt. In Agnes Henningsen haben wir eine phänomenale Dichterin der Frau oder der Erotik, was ja beinahe dasselbe ist, und im idealsten Sinne immer mehr dasselbe werden sollte. Hier sei nur auf ihren Epatypus hingewiesen („Die vielgeliebte Eva“), eine ihrer reizvollsten Gestalten, in einer wundervoll amoralischen, tiefen und wahrhaftigen Liebesgeschichte. Denn dieser „frivole“ Roman einer von Herz zu Herzen, aus einem Männerarm in den anderen wandernden jungen Schauspielerin, er ist zugleich eine so menschlich ernste, tragische Geschichte eines Wesens,

das die Liebe sucht, all sein Leben lang, um sie erst im Tode — und das ist ohne jede unwahre Sentimentalität gestaltet — zu finden. Eva ist ein Weibtypus wie ein kleines Kätzchen, das spinnt, sobald man es anrührt, in der die Lebens- und Liebesfreude so stark ist, daß sie sich fast schon ergibt, sobald ein Mann sie begehrt und die doch in der physischen Liebe, die sie so braucht und genießt, nie volles Genüge findet, und ihr Bestes und Tiefstes am Ende einem Manne gibt, der seit Jahren ein Kranker und nur ihr Pflegling ist. Diese Eva, die es gern so gut haben will, in dem Arme eines Menschen zu liegen, den sie liebt, muß durch manche bittere Erfahrung von Untreue gehen, bis sie eine vollkommene „Geliebte“ wird. „Das ist eine, die niemals erwartet, daß ihr Liebhaber ihr treu ist, ihn nie quält, ihm nie beschwerlich fällt. Aber darum muß sie selbst mehrere haben, um sich gegen das Unglück zu sichern, abgedankt zu werden und nicht zu wissen, an wen sie ihren Kopf lehnen soll, und der es dann doch schlimmer erscheint, einen von ihnen zu verlieren, als zu sterben.“ Die dann mitten aus aller Liebe, allem Geliebthein heraus, aus dem strahlenden Frühlingstag mit dem geliebten kranken Gatten, „der längst über alle Fleischeslust hinaus ist“, den freiwilligen Tod der Liebe stirbt.

Es wäre schade gewesen, diese Eva nicht kennen gelernt zu haben, und ein Kritiker war schuld daran, daß ich beinahe auf die Bekanntschaft dieses Buches hätte verzichten mögen. In dem herablassend belehrenden Tone, den solche androzentrischen Typen Frauen gegenüber meistens annehmen, hatte dieser Kritiker über einen Helden von Agnes Henningsen (in ihrem Roman „Die vier Liebsten des Gutsbesitzers Christian Enevold Brandt“) folgendermaßen doziert: „Die meisten Frauen glauben

nicht gern, daß ein Mann mehrere Frauen zugleich lieben könnte, wollen nicht glauben, daß der Mann erotisch ganz anders reagiert und anders zusammengesetzt ist als ‚das‘ Weib. Aber hier spricht eine Frau, die den Mann kennt, das selbst aus, und ihre Schilderung ist so schlagend und beweiskräftig, daß man den von ihr dargestellten Brandt als ‚den‘ Typus des erotischen Mannes aufstellen könnte.“ — „Der“ Mann, „das“ Weib, „der“ Typus — darf man denn im Zeitalter der tief erkannten Relativität aller Dinge, der genialen Entdeckung des so vielfach mißverstandenen Weininger oder seines Vorgängers Fließ: daß es keine hundertprozentigen Männer, keine hundertprozentigen Frauen gibt, sondern daß wir alle nur unendlich verschiedene Mischungen von „M“ (Mann) und „W“ (Weib) sind, — darf man jetzt noch mit etwas so Unrealen, wie „dem“ Mann, „der“ Frau an sich argumentieren? Nein, Gott sei Dank, so rückständig pedantisch ist die dänische Liebespsychologin nicht. Prachtvolle Dichterin Agnes Henningsen — anmutige Liebestörin „Eva“ — ihr seid glücklicherweise nicht so doktrinär, wie euer Kritiker Poritzky euch machen möchte. Ihr wollt nichts „beweisen“ — weder zugunsten männlicher, noch weiblicher Vorurteile. Ihr wollt Menschen in ihrem innersten, verborgensten Wesen darstellen, liebende irrende Menschen in tiefer Wahrhaftigkeit, die aller Vorschriften, Regeln und Dogmen spottenden starken Strömungen von Mensch zu Mensch, die unerschüttert von allem Vorurteilen sich ihren eigenen sicheren Weg bahnen und die dem Leben seine eigentliche Süße, Schwere und Bedeutung geben. Ohne große Worte, ohne Tiraden macht die Dichterin in hoher künstlerischer Objektivität das Echte, Starke, Menschliche ihrer Gestalten fühlbar. Sie zeigt

die innigen Zusammenhänge, die Harmonien und Disharmonien zwischen den physiologischen ~~und~~ psychologischen Glücksmöglichkeiten der Liebe, zeigt alle die unser Leben und Wesen bestimmenden Bedürfnisse, von denen man zwar offiziell „nicht spricht“, die man damit aber doch nicht aus der Welt schafft. Ein weiblicher Kritiker von ähnlicher Art, wie der eben erwähnte männliche Doktrinär, oder unzählige andere von männlichem Machtdünkel noch Berauschte (der ebenso in einer höheren Kultur sein Ende finden muß, wie der Kastendünkel des Militarismus, der verhängnisvolle Haß der Nationen nun hoffentlich den Todeskampf kämpft), könnte nach dem Roman der „Vielgeliebten Eva“ mit demselben Recht wie ihr Vorgänger variieren: „Die Männer glauben nicht gern, daß auch eine Frau mehrere Männer zugleich lieben kann, daß auch die Frau erotisch sehr differenziert und im höheren Sinne sogar, wie ein bekannter Sexualforscher es ausgedrückt hat, viel geschlechtsbedürftiger ist als der Mann. Aber hier spricht eine Frau, die ihr Geschlecht kennt, es selbst aus, und ihre Schilderung ist so schlagend und beweiskräftig, daß man die von ihr dargestellte ‚Eva‘ als ‚den‘ Typus der erotischen Frau auffassen könnte.“

Aber solch eine fanatische, dogmatische Kritikerin findet sich hoffentlich nicht, und wir wollen auch den letzten Satz vor allem nicht gelten lassen: „den“ Typus? Nein, Eva ist vielleicht ein Typus der erotischen Frau. „Den“ Typus nämlich, Gott sei Dank, den gibt es nicht. Aber Typus oder Individuum, Eva, die so tapfer und aufrichtig nach dem Beglücken und Beglücktwerden strebt, daß sie über dem Lernen sich zu freuen und andere froh zu machen, gar keine Zeit findet, anderen weh zu tun und Wehes ausdenken — was sagen alle die nüchternen, kalten, grauen

Seelen von ihr? Sie werden sie eine leichtfertige, schrecklich sinnliche Person nennen, mit der sie in ihrer strengen Ehrbarkeit nichts, gar nichts anzufangen wissen. Aber sie braucht sich darüber nicht zu grämen; denn sie fühlt es ganz gewiß in sich, und wir wissen es mit ihr: „Dir wird viel vergeben, denn du hast viel geliebt.“

„Ich liebte noch nicht, aber ich liebte es zu lieben, ich suchte, was ich lieben könnte, da ich es liebte, zu lieben.“ Dieses Wort des heiligen Augustinus, ist es nicht der letzte Sinn, nicht nur des Lebens der vielgeliebten und viel liebenden Eva, sondern der so viel irrenden, noch so unvollkommenen menschlichen Liebe überhaupt? — — —

Daß nicht nur die Spitzen weiblicher Typen — etwa überfeinerte, dekadente, degenerierte, emanzipierte Frauen, wie man vielleicht behaupten möchte — in Konflikte mehrfacher Anziehungen geraten, sondern daß auch die einfache Frau aus dem Volk in ähnliche Lagen kommen kann, ist zweifellos. Im allgemeinen ist es gewiß so, daß die Moral, d. h. die tatsächliche Lebensführung der Frauen unterer Schichten sich der Moral des Mannes oder vielmehr leider seiner Amoral vollständig annähert. Das haben die Jahre des Krieges auch für den wieder bestätigt, dem kulturhistorische, völkerkundliche Forschungen, die das längst erwiesen, fern liegen. Wer es nicht aus zahlreichen Berichten und Erfahrungen, wie sie das Leben jedem Tiefschürfenden vermittelt, schon zu erkennen vermochte, den kann darüber auch noch eine Sammlung unterrichten, die kurz nach dem Kriege unter dem Titel „Die Frau und die Kriegsgefangenen“, herausgegeben von Professor Dr. Christian Beck (Verlag von Döllinger &

Co., Nürnberg), erschienen ist. Von so verschiedenem Wert das Material, das in diesen Bänden verarbeitet ist, sein mag, das eine bestätigt es ohne alle Frage, ohne jeden Zweifel, ohne alles Wanken: auch über die Leidenschaft nationalistischen Hasses hat die erotische Anziehung der Geschlechter gesiegt. Unzählige Frauen, deren Geliebter oder Gatte jahrelang draußen im Kriege war, haben in der übergroßen Mehrzahl aller Fälle den Versuch gemacht, für die Entbehrung sich ebenso wie der Mann draußen, mit einem ihnen nahen geschlechtsverschiedenen Angehörigen eines feindlichen Volkes zu trösten. Sie gingen eine neue erotische Verbindung ein, die durchaus nicht immer nur grob sexueller Natur blieb, und deren Voraussetzung keineswegs immer das vorherige Aufhören der Neigung für den Gatten war. Freilich sind wohl diese Fälle von Doppelliebe nicht immer so idyllisch ausgegangen, wie jener eine, von dem dort berichtet ist. Als eine Frau ihrem Mann offen bekennd ins Feld schrieb, er möge ihr verzeihen, sie habe Unglück gehabt und bekomme von ihrem Russen, dem russischen Kriegsgefangenen, ein Kind, da antwortete er ihr — ehrlicher und großzügiger als viele seiner Geschlechtsgenossen es getan haben mögen — (wie man ebenfalls aus den zum Teil abstoßend lächerlich pharisäischen Darstellungen einiger männlicher Mitarbeiter des Werkes „Die Frau und die Kriegsgefangenen“ erkennt): „Sie möge sich trösten, denn er habe dasselbe Schicksal gehabt wie sie. Auch seine Freundin dort, die er gewonnen, sei in der Hoffnung, und er habe nun auch für das Kind zu sorgen.“

Was hier ein einfacher, schlichter Mann aus ungebildeten Schichten fertig bekommt: die gemeinsame Unzulänglichkeit aller menschlichen Liebe zu erkennen, zu begreifen,

daß ein gegenseitiges Verstehen und Verzeihen Pflicht ist, diese Erkenntnis fehlt unserer offiziellen, mit so großem Dünkel, so kaltem Fanatismus auftretenden bürgerlich-männlichen Moral — die von wahrer Ethik weit entfernt ist — noch durchaus.

Die demütige wahrhaftige Erkenntnis, wie schwer es ist, daß einer hier ganz ohne Sünde sei, und daß darum das Verdammen der anderen allemal eine üble Sache ist, diese Erkenntnis würde weit eher helfen, uns zu höheren Stufen führen, als die unehrliche, doppelte Moral, die immer noch offizielle Geltung hat. Diese Bescheidung könnte vorbildlich sein für die Weiterentwicklung unserer Durchschnittsanschauung überhaupt.

Nicht als Anreiz zu leichtfertigem Lebenswandel — die ernstesten Konsequenzen jeder sexuellen Verbindung haben sich seit Jahrhunderten an der Frau doch insbesondere unmenschlich hart demonstriert und tun es noch heute! Aber als Hilfe gegen die übliche bequeme Verlogenheit, die das, was dem im Besitz, in der Macht befindlichen Geschlecht — dem Manne — als eine „läßliche“ Sünde, oder als ein Triumph, als berechtigtes Bedürfnis angerechnet wird, bei der Frau immer zur „Todsünde“, zur Tragödie werden läßt, an der sie — und oft noch ein unschuldiges Kind dazu — zugrunde gehen muß. Wobei es typisch ist, daß neben den durch besondere günstige Verhältnisse „geschützten“ Frauen — deren bewußte oder unbewußte Motive ja auch begreiflich sind — es die Männer im allgemeinen sind, die sich selbst ein völlig skrupelloses Verhalten dem weiblichen Geschlecht gegenüber gestatten, die am erbarmungslosesten über Frauen richten, die sexuellen Anziehungen in irgendeiner vorschriftswidrigen

Weise erlegen sind. Die psychologische Erklärung für dies scheinbar unbegreifliche Phänomen ist wohl, daß sie, was sie selbst in der eigenen sittlichen Leistung versäumen, nun durch um so strengere sittliche Forderungen an das — andere Geschlecht auszugleichen trachten. Diese tiefe innere Unsittlichkeit gilt es zu erkennen und mit allen ehrlichen Waffen zu bekämpfen.

Muß man noch einmal sagen, was das Ideal ist, das immer in allen Herzen von selbst aufflammen würde, auch wenn keine jahrhunderte, jahrtausende alte Kultur in den verschiedenen Völkern es uns vorgezeigt, vorgeeignet, vorgelebt hätte?

Die unersetzlich köstliche, geheimnisvolle Welt, die zwei immer inniger allein ineinander wachsende liebende Menschen bilden — sie kann durch alle die schmerzlichen Abweichungen, durch alle dies Neigen von Herz zu Herzen nicht, niemals ersetzt werden. Diesem Ideal der einzigen, lebensfüllenden Liebe ist seit Jahrhunderten viel Glück geopfert worden — und das kann wohl nicht anders sein. Aber neben dieser Klarheit darüber, wo das Ideal zu suchen und zu finden ist, sollten wir nicht nur mit Nachsicht, sondern auch mit Verständnis jenen weniger Gesegneten begegnen, die in einen Strudel erotischer Elektrizitäten, in eine Verwirrung der Gefühle geworfen sind. Wo anders als aus eigener, schmerzlicher Erfahrung heraus ist das tiefe Staëlwort geboren — deren Liebe zu dem jungen Herzog von Rocca sich schon zur heimlichen Eheschließung mit ihm entwickelt hatte, als sie — trotz dessen — noch so fest an den langjährigen Geliebten ihres Herzens Benjamin Constant gebunden war, daß die von ihm gewünschte Trennung sie unsäglich leiden machte — das Wort: „Alles

verstehen heißt alles verzeihen, und die tiefe Empfindung verleiht große Güte!“

Wie es möglich sein könnte, mit welchen Mitteln, auf welchem Wege wir den Tragödien und Tragikomödien der erotischen Liebe am besten begegnen, darüber wird in dem letzten Kapitel noch einiges zu sagen sein.

IV. EROTIK UND ALTRUISMUS!

Einer der verbreitetsten Irrtümer und zugleich eine der verhängnisvollsten Unzulänglichkeiten menschlicher Erkenntnis und menschlichen Wesens ist immer noch der Aberglaube, daß menschliche Liebe ein über allen Gesetzen stehendes Gefallenwollen und Angezogenwerden, nur ein Rausch der Sinne, unklarer Gefühle und Instinkte und darum jenseits aller Moral, aller Pflichten sei und bleiben dürfe. Manche Verkünder dieser unendlich weit verbreiteten Auffassung glauben noch gar, hiermit über dem Durchschnitt, „über dem Philistertum“ zu stehen, während es in Wirklichkeit eines der sichersten Kennzeichen des Philistertums ist, zu glauben, eine der höchsten Erscheinungen menschlicher Kultur, eine wahrhaft durchseelte Liebe ließe sich auf Grund bloßer Launen und Bedürfnisse ohne seelisch-sittliche Anpassung und Kultivierung der Gesamtpersönlichkeit erreichen. In dieser trivialen Auffassung, daß man doch „über seine Gefühle nicht Herr sei“ und daher von vornherein darauf verzichtet, irgendwelche Herrschaft des Willens ihnen gegenüber auszuüben, steckt nach meiner Überzeugung eine der Hauptursachen für die mangelnde Höherentwicklung der geschlechtlichen Liebe bei einer großen Zahl von Menschen überhaupt. Wir haben auf der einen Seite, zur Erklärung dieser Erscheinung, die uns zugleich der höchsten, köstlichsten, seltensten Lebensfreuden beraubt, die Tatsache, daß immer noch mechanisch dogmatisch-überlebte, unzulängliche alte

Moralgesetze aufgestellt werden, die ihre Autorität lange verloren haben, und auf der anderen Seite, daß man ebenso mechanisch in der bloßen Entfesselung eines Triebes, in der Befreiung der sinnlichen Anziehung von jeder ethischen Bestimmung und Durchdringung, die Erlösung von der Moral überhaupt zu gewinnen strebt. Eine wirklich höhere Stufe menschlichen Liebeslebens, die dann zweifellos auch auf andere Gemeinschaftsverhältnisse der Menschen fördernd und erhebend wirken würde, läßt sich aber nur erreichen, wenn man den ganzen Umfang seines Wesens bewußt in jede erotische Beziehung mit hineinnimmt, seine höchsten Ideale, seine ernstesten Pflichten dem anderen Menschen — genau wie uns selbst gegenüber — zu verwirklichen sucht. Nietzsches tiefes Wort von der Überwindung der Leidenschaften, nicht durch die kirchliche Kur der Ausschneidung, der Kastration, sondern durch die Aufforderung: „Du legtest dein höchstes Ziel deinen Leidenschaften ans Herz, so wurden sie deine Tugenden und Freudenschaften!“ gilt in einem viel unbedingteren Sinne gegenüber der erotischen Leidenschaft als es viele künstlerisch-ästhetisch genießenwollende Wesen heute zu erkennen vermögen. Man glaubt über den starren Begriff der Treue, wie die alte christliche Moral sie zum Beispiel kannte, und die sich gewiß zum Teil nicht so sehr aus ethischen Motiven als auch aus einer alten und heute überlebten Besitzmoral — die Frau insbesondere als Besitz gedacht — entwickelt hat, lächeln zu sollen. Niemals aber wird eine höhere Liebe denkbar sein, die, wenn sie dies auch heute noch höchste Ideal einer geschlossenen lebenslänglichen Einheit zwischen zwei Menschen noch nicht zu verwirklichen vermag, dann nicht wenigstens die Verpflichtung, den anderen vor jedem möglichen Schmerz

— so wie sich selber — zu schützen, als selbstverständlich empfindet. Die alte christliche Formulierung, „daß wir immer so handeln sollen, wie wir wünschen, daß andere gegen uns handeln“, ist eine unumgängliche Voraussetzung für jede Verfeinerung unseres sexuellen Lebens wie allen Lebens überhaupt.

Um aber auf diesen Standpunkt zu gelangen, der die Schranken des Geschlechtes überwunden hat, der beiden Geschlechtern gerecht wird, müssen noch manche Voraussetzungen erfüllt sein. Auch die Frau darf nicht länger in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens — zu denen für die Frau ja fast noch mehr als für den Mann, ihrer Gattungsaufgabe wegen, das Liebesleben gehört — in Abhängigkeit gehalten werden, so daß sie nur stumm und gehorsam Anordnungen und Befehle empfängt. Als ein innerlich reifer, geistig geklärter Mensch muß sie sich mit diesen Problemen auseinandersetzen. Nicht nur vom Standpunkt der Psychologie, der Kunst aus muß dies geschehen, wie wir es bei einer ganzen Reihe moderner Schriftstellerinnen sahen, sondern auch vom Standpunkt der Wissenschaft — der Naturwissenschaft wie Philosophie — aus. Es ist kein Zufall, daß in jenen ersten Liebesphilosophien — die für alle Zeit klassisch bleiben, so manche Einzelerkenntnisse inzwischen hinzugekommen sein mögen —, in Platons Dialogen über die Liebe, im „Symposion“, Sokrates seine letzte Weisheit durch eine Frau, durch Diotima, empfängt. Wie es jederzeit die Frauen waren, die in anderen Zeiten hoher Liebeskultur, in der Provençalischen Kunst oder in der Romantik vor hundert Jahren als Sybillen und Prophetinnen die hohe Lehre von der Kunst der Liebe verkündeten. Zu dem hohen Schwung der Seele, zu der ernstesten Klarheit des Geistes, wie wir sie heute etwa in

Frauen wie Ellen Key, Rosa Mayreder u. a. gefunden haben, gesellen sich heute weibliche Forscher, denen ganz exakte Ergebnisse auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Forschung zur Seite stehen, von wo aus sich wiederum neue Erkenntnisse für die psychologische und physische Verbindung zwischen Mann und Frau gewinnen lassen.

Was zum Beispiel Dr. M. von Kemnitz in ihren Werken „Das Weib und seine Bestimmung“ und „ Erotische Wiedergeburt“ (Verlag von Ernst Reinhard, München 1919) bietet, verdient nachdrücklichste Beachtung und größte Dankbarkeit, nicht nur der Frauen, sondern ebenso der Männer. Sie löst auf Grund ihrer anatomischen, biologischen und stammesgeschichtlichen Kenntnisse eines der kompliziertesten Probleme, die das Liebesleben der Frau und damit auch des Mannes bedrücken und gibt damit den Hinweis auf neue Glücksmöglichkeiten, zwar zunächst nur in physischer Beziehung, was aber bei der engen Verbundenheit sinnlicher und seelischer Harmonie im Menschen am Ende auf die psychische Einheit zurückwirken muß. Was von einigen männlichen Forschern in anderem Zusammenhang schon geahnt wurde, das gibt Dr. von Kemnitz auf Grund der Stammesentwicklung der Sexualität noch einmal klar und zusammenhängend wieder, indem sie sagt: die Entwicklungsgeschichte habe uns genügende Klarheit darüber gegeben, daß die große Zahl der Frauen, die in der Sexualgemeinschaft die sexuelle Beglückung nicht erleben, nicht etwa kranke oder degenerierte Frauen seien. Sie seien die natürliche Folgeerscheinung entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhänge, und sie seien in ihrer Zahl bedeutend vermehrt durch die Kultureinflüsse des Menschen auf die Entwicklungsgeschichte. Während die entwicklungsgeschichtlichen Abwandlungen nämlich

notwendig zur schwierigen Auslösung der sexuellen Beglückung beim Weibe führen mußten, habe der aufrechte Gang und seine Folge, die Unterordnung des Weibes, zu einem unnatürlichen Sexualleben der Geschlechter geführt. Zu ähnlichen Resultaten ist übrigens auch ein männlicher Forscher: Klotz, „Der Mensch als Vierfüßler“ gekommen. Dieses stehe nicht nur im Widerspruch zu den wichtigsten Gesetzmäßigkeiten der weiblichen Sexualität, sondern behindere auch die neue von der Natur eingeführte Gesetzmäßigkeit zur Ermöglichung der sexuellen Beglückung (die Entwicklung der erogenen Zonen) in ihrer Wirksamkeit. Die Empfindungslosigkeit, die keine Krankheit sei, könne also nur wirksam bekämpft werden, wenn diese ursächlichen Zusammenhänge allgemein bekannte Tatsachen werden, wenn die Gesetzmäßigkeiten der weiblichen Sexualität erkannt und beachtet werden. —

Auf dem langen und schwierigen Wege, den die Menschheit eingeschlagen hat, um von der bloßen primitiven Sexualität zur Erotik, zur Vergeistigung und Individualisierung der Sexualität zu kommen, finden wir auch jenen Versuch, den man im gewissen Sinne einen solchen mit untauglichen Mitteln nennen kann: die Askese! Vielleicht ist es in der Tat kein Zufall, sondern eine Folge dieser zwar zunächst erzwungenen, und daher gewiß immer unzulänglich bleibenden Askese, der die Frau sich in viel höherem Maße hat unterwerfen müssen als der Mann, wenn wir heute sagen dürfen, daß — im Verhältnis zu ihrer sonstigen geistigen Durchbildung, — die erotische Empfindungsweise der Frau dem Ideal der Vergeistigung näher ist als die des Mannes. Aber so sehr wir auch, entwicklungshistorisch und entwicklungsethisch betrachtet, der — einmal aufrichtig als Heil betrachteten — Forderung der Askese gerecht zu

werden uns bemühen, so ist doch auf Grund unserer heutigen Forschung die Pflicht gegeben, das Ideal der Vergeistigung der Liebe auf anderen Wegen zu erstreben.

Zweifellos hat auch in der Auffassung der asketischen Moral, der christlichen Ehe ein bedeutsamer Schritt zur Verinnerlichung der Liebe gelegen. So wenig die alte christliche Auffassung der Erotik an sich gerecht geworden sein mag, so war doch die Verbindung der beiden Gatten „als gleich erlösungsbedürftige, wie gleich erlösungsfähige Persönlichkeiten, die sich in der Liebe und Ehrfurcht für ein höheres Ideal vereinten“, eine der wesentlichsten Voraussetzungen zu einer reinen Durchseelung der Erotik überhaupt. Ganz zu schweigen von jenen uns heute seltsam dünkenden Bündnissen in den ersten Jahrhunderten des Christentums, wo Mann und Weib zwar meist in einer formalen Ehe lebten, sich aber dem Himmel zuliebe in einer uns heute irrtümlich dünkenden Auffassung des sinnlichen Elements der Liebe, des Geschlechtsverkehrs enthielten, dafür aber eine Zartheit und Reinheit in der freundschaftlichen Verbindung miteinander entwickelten, die zweifellos zu einer Vergeistigung der Erotik wesentlich beigetragen hat.

Das erscheint uns heute, die wir nüchterner, gröber, materialistischer, naturwissenschaftlicher denken, leicht als lächerliche Verstiegenheit. Aber vom Standpunkt der menschlichen Entwicklung, nicht von dem des einzelnen Individuums, betrachtet, mögen auch solche seltsamen Umwege und Irrwege vielleicht notwendig sein, um letzten Endes eine Erhöhung und Verfeinerung menschlichen Wesens, erotischer Kultur zu erreichen. Jedenfalls bieten solche Ausblicke und Einblicke uns heute, wo wir bewußt die Vergeistigung der Liebe, oder sagen wir klarer

noch die Vergeistigung der Sexualität zur Liebe, zur Erotik erstreben, neue Erkenntnisse, die uns auf den sicheren Weg zum Ideal verweisen. Denn soviel ist sicher: so wenig wir sonst Ursache haben, uns hochmütig des bisher Erreichten bewußt zu sein, uns zu rühmen, wie „herrlich weit“ wir es doch gebracht hätten, — in einer einzigen Beziehung vielleicht können wir sagen, daß das sicherlich noch höchst bescheidene Maß unserer Erkenntnis sich um ein wenig vermehrt hat. Wir wissen heute bestimmter, empfinden schärfer als frühere Zeiten, wie eng Sinnliches und Seelisches verknüpft ist, und so erkennen wir auch, daß die Vergeistigung der Sexualität zur Erotik sowohl für die seelische, wie auch für die physische Beglückung insbesondere der Frau von höchster Bedeutung ist. Keiner wird leugnen, daß Dr. M. von Kemnitz als Forscher und Arzt, wie als lebenserfahrene Frau recht hat, wenn sie sagt: „Die Fälle sind gar nicht selten, in der die Frau in sexueller Gemeinschaft mit einem Mann, mit dem sie geistig nur in einem sehr lockeren Zusammenhange steht, vollkommen empfindungslos bleibt, dagegen aber die sexuelle Beglückung bei einem anderen Manne erlebt, zu dem sie innige geistige Beziehungen hat, obwohl die körperlichen Vorbedingungen vielleicht noch ungünstiger sind als vorher.“ Freilich, restlos kann auch die Vergeistigung nicht sogleich alle Hemmnisse hinwegräumen, die aus physischen Unzulänglichkeiten verursacht sind. Wenn auch, wie wir heute wissen, der Sexualtrieb weitgehend vom Großhirn beeinflusst wird, ja, wenn selbst die sexuelle Beglückung losgelöst von allen körperlichen Bedingungen als Folge seelischer Zustände erlebt werden kann, so wird doch im Leben des einzelnen diese Fähigkeit der sexuellen Beglückung zunächst nur nach der ursprünglichen

Gesetzmäßigkeit der Sexualität erworben. Die höchsten Entwicklungsstufen der Erotik werden aber eben deshalb nur von so wenigen erreicht: einmal durch die noch herrschende vollkommene Unkenntnis der Gesetze der Sexualität überhaupt, der weiblichen Sexualität insbesondere, durch die in so starkem Maße noch geltenden Gesetze der Askese, die auf eine Verachtung der Geschlechtsliebe hinauslaufen, und endlich durch die ganz unethisch primitive Form, in der bei der Mehrzahl des männlichen Geschlechts sich die Sexualität, die eben „noch nicht Eros geworden ist“, auslebt, wofür die Tatsache der großen Verbreitung der Prostitution und ihrer Benutzung durch den Mann der unwiderleglichste Beweis ist. So daß dadurch freilich die Zahl der Frauen, die eine ungebrochen seelisch-sinnliche Beglückung durch den Mann erleben konnten, bisher eine verhältnismäßig geringe sein mußte. Aber die Erkenntnis aller dieser Tatsachen, der Drang nach einer höheren Stufe menschlichen Erlebens, der zweifellos trotz allem in der Menschheit steckt, und immer wieder insbesondere von der Jugend aufs neue betätigt wird, läßt uns die Hoffnung, daß diese heute noch hemmenden Einflüsse, die einer vollkommenen Beglückung im Wege stehen, mehr und mehr überwunden werden.

Dazu kommt, daß das bekannte Wort: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft“ auf Grund der neuesten Forschungen der Psychoanalyse noch in viel höherem Grade für die Zukunft der Liebeskultur von Bedeutung zu sein scheint, als wir bisher geahnt haben. Wir glauben heute annehmen zu müssen, daß die sexuellen Erlebnisse der Kindheit in Zeiten, an die sich der Erwachsene später kaum erinnert, die längst ins Unbewußte, „Verdrängte“ hinabgesunken sind, von maßgebender, oft lebenslänglicher

Bedeutung für das Liebesleben des Erwachsenen sein können. Diese Tatsache, nein, selbst diese Wahrscheinlichkeit allein macht also eine ganz andere, unendlich viel eingehendere und vorurteilslosere Stellung zu den Sexualproblemen zur Pflicht für jeden Erwachsenen, für alle Eltern und Erzieher besonders. Jeden, der aus ernstem Studium der Kultur- und Sittengeschichte, der Psychologie und Philosophie des Geschlechtslebens kommt, muß das reinsten Entsetzens ergreifen, wenn er die Verheerung überblickt, welche die geradezu phänomenale Unwissenheit und Ahnungslosigkeit in sexualwissenschaftlicher Beziehung bisher angerichtet hat.

Alle, in deren Hände durch ihren Beruf irgendwie die Entscheidung über Menschenschicksale gelegt ist, Eltern und Erzieher, Ärzte oder Richter, Geistliche, Führende und Befehlende, sie alle müssen durch die mangelnde Erkenntnis dieser Phänomene zu schweren Mißgriffen und Mißhandlungen der ihnen anvertrauten Menschenpsyche kommen. Vielleicht werden spätere Jahrhunderte einmal auf unsere lebensgefährliche Unwissenheit in Fragen der Sexualwissenschaft und der sich auf ihr aufbauenden Sexualethik ebenso zurücksehen, wie wir heute auf Inquisitionsgerichte und Hexenverbrennungen. Wir handeln in mancher Beziehung noch unter demselben Aberglauben, wie zur Zeit der Hexenprozesse.

Wenn wir nun auch im Liebesleben nicht gerade mehr sichtbare Folterwerkzeuge anwenden, so haben wir doch immer noch Folterqualen innerer Art, besonders den Frauen gegenüber, in Bereitschaft, die jenen an Peinlichkeit nichts nachgeben. Sowohl „Richter“ als „Gerichtete“ stehen heute noch größtenteils unter dem Bann überkommener, aber nicht deshalb auch schon berechtigter

Traditionen. Wenn nur erst einmal erkannt würde, welche schweren, oft unheilbaren Schäden Unwissenheit und Aberglaube, Heuchelei und Prüderie, Roheit und Verantwortungslosigkeit gerade auf geschlechtlichem Gebiet anrichten! So ist es zwar unbestreitbar richtig, daß eine sexuelle Aufklärung der Kinder, der Jugend notwendig ist. Aber das heißt nicht bloß eine verstandesmäßige Belehrung, sondern ihre Erziehung zu neuen sexualethischen Idealen und Imperativen über die bloße Aufklärung hinaus. Dieser „Aufklärung“ der Kinder muß jedoch ein vorurteilsloses Studium der Sexualwissenschaft durch die Erwachsenen, ihre Erfüllung mit neuen, sexualethischen Idealen vorangehen. Denn nur dann ist Wissen Macht, wenn aus dem klaren Wissen auch die bewußte Übernahme der Verantwortung, die bereitwillige Erfüllung der neu erkannten Pflichten folgt.

Wie sehr noch die Wissenschaft — jedenfalls in zahlreichen Vertretern der Wissenschaft — nicht wahrhaft voraussetzungslose Forschung ist, sondern im Dienste veralteter staatlicher Gewalten steht, genau wie in früheren Zeitaltern die Wissenschaft „die Magd der Kirche“ war, das haben die Jahre des Krieges in einem Entsetzen erregenden Ausmaße bewiesen. Auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Erkenntnis ist im allgemeinen der menschliche Geist, der menschliche Charakter nicht vorgeschrittener, nicht vorurteilsloser, nicht unabhängiger, als auf dem der nationalen Verblendung. Wie die nationalen Vorurteile zahlreiche auf ihrem Spezialgebiet anerkannte Vertreter der „Wissenschaft“ gehindert haben, die rein objektive Wahrheit und Wissenschaft zu erkennen und zu betätigen, so zeigt sich diese geistige Einseitigkeit und Abhängigkeit der Menschen von ihren Affekten und

Trieben in gleicher Stärke auf dem Gebiete des Sexuallebens, das ebenso stark, vielleicht noch stärker von Trieben beherrscht wird, als das der nationalen Gefühle. Nur an ein paar Fälle sei hier erinnert, die Zeugnis davon ablegen, wie schwer es sein mag, sich als Vertreter der Wissenschaft von der Belastung, Beeinflussung durch die Geschlechtseigenart völlig zu befreien.

Obwohl jahrhundertlang das Problem der Fruchtbarkeit vom Mann erforscht wurde, ist man gewissermaßen erst in den letzten Jahrzehnten auf den Gedanken, die Möglichkeit gekommen, nicht ausschließlich die Frau, die „Eva“, wie immer als den dabei „schuldigen Teil“ anzusehen, sondern auch den Mann. In früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden gaben — im Falle der Kinderlosigkeit einer Ehe — zahlreiche alte Kulturen dem Manne Recht, sich von der Frau zu scheiden. Erst die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte zeigen, daß der Mann ebenso ursächlich an der Unfruchtbarkeit beteiligt ist, ja, daß er nach der heute geltenden Auffassung in den weitaus überwiegenden Fällen die Ursache der Unfruchtbarkeit bildet. Wieviel Unglück, wieviel Herzeleid, wieviel ungerechte Verachtung wegen Unfruchtbarkeit hat also für eine allzu lange Strecke menschlicher Entwicklung auf dem weiblichen Geschlecht gelegen! Ähnlich steht es mit dem Problem der Zeugung. So wie man jahrhundertlang sich mit dem bloßen Augenschein begnügte, daß die Sonne sich um die Erde drehe, so hat man, ebenso dem Augenschein folgend, auch für die Zeugung des Menschen nur an die, in einem kurzen Augenblick aktivere „schöpferische“ Tätigkeit des Mannes gedacht, um daraus aus ihm das zeugende, schöpferische, aus dem Weib das rein rezeptive, passive Element zu machen. Wir sind heute ziemlich all-

gemein der Meinung, daß die Erde sich trotz des Augenscheins auch um die Sonne dreht; nach der epochemachenden Relativitätstheorie Einsteins kann man nicht mehr sagen, daß sie sich nur um die Sonne dreht. Die biologische Wissenschaft ist heute ebenso überzeugt, daß der neue Mensch aus den Keimen beider Eltern, sowohl des Vaters, als der Mutter hervorgeht. Bei der unglaublichen Langsamkeit, mit der neue Wahrheiten gegenüber alten Irrtümern sich durchsetzen, ist aber diese der biologischen Wissenschaft längst selbstverständliche Tatsache noch kaum recht eigentlich ins Laienbewußtsein, in unser tägliches Denken und Fühlen übergegangen. Noch immer beruht eine Reihe philosophischer Interpretationen des Liebeslebens auf dieser längst als Irrtum erkannten Annahme der „allein schöpferischen Natur des Mannes“, die wiederum durch den Irrtum seiner angeblich allein schöpferischen Funktion bei der Schaffung und Entstehung des neuen Menschen begründet wird. Die Erkenntnis dieses Irrtums muß daher auch zu neuen Erkenntnissen und Folgerungen für die Natur und die Leistungsfähigkeit der Frau in seelisch-geistiger Beziehung führen, nachdem wir erkannt haben, daß sie auch auf physiologischem Gebiet an Bedeutung und Notwendigkeit für den neuen Menschen nicht hinter dem Mann zurücksteht. Diese neuen Erkenntnisse der Gleichwertigkeit beider Geschlechter erhalten neue Stützen und Ergänzungen durch die schon in einem anderen Kapitel dieser Schrift flüchtig erwähnten Forschungen von Fließ, Swoboda, Weininger und anderen: die Erkenntnisse der Tatsache, daß jeder Mensch gewissermaßen „Mann“ und „Weib“, „M“ und „W“, in unendlich-verschiedener Mischung in sich trägt, Erkenntnisse, die wiederum durch neuere naturwissen-

schaftliche Experimente Bestätigung, neue Beleuchtung und Erweiterung erfahren haben.

Diese Experimente — in erster Linie von Professor Steinach, Wien, an Versuchstieren vorgenommen — haben während der letzten Jahre des Krieges auch zu erfolgreichen Operationen an Menschen geführt. Durch die Lehre von der inneren Sekretion ist man veranlaßt worden, diese Versuche zu unternehmen. Durch Umpflanzung primärer wie sekundärer Geschlechtsmerkmale wurden z. B. die anormalen Empfindungen der Homosexualität beseitigt, wie andererseits aus Männchen Weibchen, aus Weibchen männlich funktionierende Tiere wurden. Alle diese neuen Ergebnisse und Forschungen bedeuten eine grundlegende Umwälzung für die Bewertung von Mann und Frau, zu denen sich noch die Umwälzung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse gesellt, deren Einwirkungen wir hier nicht nachgehen können.

Dies alles verbunden mit dem besonders im letzten Jahrhundert einsetzenden Prozeß eines immer stärker werdenden Selbstbewußtseins des weiblichen Geschlechts muß jedoch zu einem ganz neuen Verhältnis zwischen Mann und Frau führen. Die längst ersehnte Lösungsformel für den Geltungskampf der Geschlechter der „wechselseitigen Überlegenheit“ wird auch im geistigen wie im vollsten anatomisch-biologisch physiologischen Sinne hierdurch Wahrheit und Wirklichkeit. Damit wird den alten, falschen, ungerechten sexualethischen Vorurteilen, der ungeheuren Entwürdigung und Verwirrung im Geschlechtsleben: Prostitution und Geschlechtskrankheiten, der Schande der außerehelichen Mutterschaft, dem Elend des außerehelichen Kindes ein Ende gemacht werden. Es ist die Aufgabe aller, die nicht leben können,

es sei denn im Wirken für den Aufstieg der Menschheit, daß sie diese heute gewonnenen Erkenntnisse immer klarer und unwiderleglicher dem Bewußtsein der Allgemeinheit, der Erkenntnis der großen Mehrheit übermitteln.

Welche neuen wundervollen Perspektiven für menschliche Entwicklung, für seelischen Reichtum, wie physische Beglückung durch die seelisch-sinnliche Ebenbürtigkeit der Geschlechter uns erschlossen werden, vermögen sich heute wohl nur die wenigsten vorzustellen. Immer wieder zeigt sich, daß das Ideal der Androgyne, der vollen Einheit und Verschmelzung von Mann und Weib, von dem schon die höchste Weisheit der Antike, wie die romantische Philosophie vor hundert Jahren kündete, nicht nur ein schöner Traum ist, sondern die Wahrheit, die Wirklichkeit, das Ziel und der Sinn der menschlichen Entwicklung überhaupt.

Von dieser Warte aus betrachtet, wird man verstehen, daß die sozialen Formen, in denen sich Mann und Weib aneinander binden, dem gegenüber von geringerer Bedeutung zu sein scheinen. Freilich setzt gerade hier das verbreitetste Mißverständnis ein: als ob die Auffassung, welche die innere, geistige, seelische Gleichwertigkeit und Verbundenheit von Mann und Frau als Höchstes wertet, die soziale Form, die gesetzliche Bindung deshalb weniger achte, weil die Menschen ganz auf bestimmte Normen verzichten könnten oder gar sollten. Nichts kann falscher sein als diese Interpretation. Wir sind im Gegenteil seit jeher der Meinung, daß es vor dieser den ganzen Menschen, die Gesamtpersönlichkeit einschließenden Auffassung eine „freie Liebe“ im tiefsten Sinne gar nicht gibt. Wenn nur die Vereinigung von Seele und Sinnlichkeit Liebe bedeutet, neben der physischen also stets seelische innere

Verbundenheit vorhanden sein muß, jeder Liebende in jedem Falle daher an einen anderen Menschen gebunden ist, sich mitverantwortlich fühlen muß für dessen Glück, dann sind wir von Willkür und Schrankenlosigkeit himmelweit entfernt. Nur insofern wir uns dieser unlösbaren, geistig-sinnlichen Verbundenheit bewußt bleiben, lieben wir, sind wir sittliche Persönlichkeiten. Deshalb ist jede Betrachtung, die nur auf die rein sinnliche Anziehung und Liebeskunst eingestellt ist, und mit ihr rechnet, nur ein Torso, ein Bruchstück, ein Element der wahren, vollen Liebe, des höchsten platonischen Eros. Diese Verbundenheit des höchsten Verantwortungsgefühls mit dem steten Verlangen, den geliebten Menschen zu beglücken, vor allem Schmerz zu schützen wie sich selbst, das ist erst Liebe im letzten Sinne. Alle von dieser seelischen Verantwortung für den anderen sich lösende Empfindung führt unerbittlich zum Chaos, zur Zerstörung und Selbstvernichtung. Denn auch auf erotischem Gebiet — ebenso wie wir es auf dem nationalen erlebt haben — ist in jedem tieferen Sinne das Glück und die Wohlfahrt des einen an die des anderen gebunden. Es ist kein Zufall, sondern ein ernstes Symbol, daß die Lehre der indischen Brüderlichkeitsmoral, das „Tatwam asi“, „das bist du“ — jener Religion, die schon lange vor der christlichen Lehre von dem Menschen forderte und ihn lehrte: im anderen sich selbst zu sehen, — daß jene Religion und jenes Volk zugleich auch eine der vollkommensten Lehren, der ausgebildetsten Theorien der Liebeskunst hervorgebracht hat, wie sie im „Kamasutram“ des Vatsyayana (nach den „Beiträgen zur indischen Erotik“ und dem Werke „Liebe und Ehe im alten und modernen Indien“, aus dem Sanskrit übersetzt und nach den Quellen dargestellt von Richard

Schmidt [Verlag Hermann Barsdorf, Berlin] zur Darstellung gelangt ist. Dieses indische Volk, das in seelischer Beziehung die höchsten Stufen des Altruismus verkündete und wohl auch zum Teil erreichte, hat diesen Altruismus auch auf das erotische Gebiet, auf dem es ebenfalls Meister ist, auszudehnen gewußt. Das mag eine Mahnung und ein Zeichen gegenüber jenem kurzsichtigen Irrglauben sein, Rücksicht auf andere sei eine lästige Einschränkung individuellen Genusses und von der starken Persönlichkeit nicht zu verlangen, ein Irrglaube, wie er noch heute eine große Anzahl von Männern und vielleicht einen kleineren Teil der Frauen erfüllt. Das Gegenteil ist richtig! Es ist immer die innerlich reichste, reifste, umfänglichste Seele, welche die Fähigkeit besitzt, die Wesensart anderer, selbst untergeordneter Wesen mit einzuschließen und zu verstehen, auch ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen. Das erst ist jene große heilsame heilige Selbstsucht, die Zarathustra lehrte, wie nur die hohe Persönlichkeit sie kennt, die unbedingt aus ihrem Reichtum abgeben und sich verschenken will, jene „Selbstsucht“, die allemal so viel wert ist, wie der Mensch, der sie hat. Denn die Selbstsucht ist, wie Nietzsche richtig erkennt, soviel wert, wie der seiner Persönlichkeit nach wert ist, der sie hat; sie kann sehr viel wert, sie kann nichtswürdig und verächtlich sein.

Wenn Nietzsche dagegen eifert, daß eine Handlung unpersönlich sein müsse, um gut zu sein, so stellt er völlig klar, was er damit meint, wenn er sagt: „Es kommt nur darauf an, was man für ‚seinen Vorteil‘ ansieht, gerade das unreife, unentwickelte, rohe Individuum wird ihn auch am rohesten verstehen“. Für den hoch gesinnten, hoch gearteten Menschen wird eben die höhere Entwick-

lung der Welt auch zum eigenen Bedürfnis, zum „eigenen Vorteil“ gehören.

Diese „heilige Selbstsucht“ ist gleichbedeutend mit dem höchsten Altruismus, wie ihn die alten Religionen Chinas, die indische Lehre verstehen, wie auch Christus und Nietzsche ihn auffassen: die starke, große Persönlichkeit beweist eben ihre Größe und Reife dadurch, daß sie das Glück der anderen mit in ihr eigenes Glück einschließt.

Für wen diese Erkenntnis ernstes Lebensgebot geworden ist, der wird von da aus auch ganz neue Wege finden in seinem Verhältnis zu seinen nächsten und geliebten Menschen, auch wo das Ideal lebenslänglicher Gemeinschaft mit einem einzigen Menschen sich nicht restlos erfüllen läßt. Konflikte, Dissonanzen, Probleme der Liebe werden sich auch bei der idealsten Gestaltung der sozialen Verhältnisse nie aus der Welt schaffen lassen. Auch wenn hier in diesem Zusammenhang von den sozialen Komplikationen, die durch die wirtschaftliche Gebundenheit der Menschen entstehen, keine Rede war, so sind wir uns doch klar bewußt, wie mannigfache Konflikte aus dem Zusammenstoßen der idealsten Gesinnungen mit den wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten zunächst entstehen. Gerade die Jahrzehnte, die vor uns liegen, werden uns davon ein gehäuftes Maß bringen. Aber um so notwendiger ist die Klarheit der Erkenntnis, die Wärme der Überzeugung, die Idealität der Gesinnung, die allein über die widerstrebenden äußeren Verhältnisse Herr werden können.

Vielleicht, man möchte es hoffen, haben wir durch die furchtbaren Erfahrungen des Krieges für den Verkehr der Nationen untereinander, wie für die persönliche Liebe gelernt — einige schüchterne Anzeichen davon glaubt man trotz aller Dunkelheit und Wirrnis der Gegenwart zu

sehen — daß auch hier die Nächstenliebe die besten Chancen für eine glückliche Befriedigung der Eigenliebe gibt, das gilt nicht minder für das Verhältnis zwischen Mann und Weib. Es ist doch in der Tat diese noch mangelnde Erkenntnis, die dann den Mangel an ethischem Wollen, an hohen Willenszielen und Idealen verursacht, die uns so manches Glück vorenthält, zu dem wir sonst schon fähig wären. — —

Aus dem Tode blüht immer wieder Leben, in ewigem kühlen Wechselspiel der unbewußten, ebenso zerstörenden, wie hervorbringenden Natur. Dagegen ist es für den bewußt lebenden Menscheng Geist schwerer zu verstehen, daß nach so unsäglicher Vernichtung von Leben, Liebe und Glück, wie wir sie in diesen Jahren der Weltzerstörung erdulden mußten, die jetzt noch Lebenden dennoch wieder das Recht auf Glück und Leben haben. Aber es ist wohl innerhalb der menschlichen Massen nicht anders als in der unbewußten Natur: daß aus dem Tode immer wieder neues Leben hervorgeht. So taucht auch nach diesen Jahren des Grauens, von denen man glauben sollte, daß die Menschheit die Sehnsucht nach Glück und Lust verlieren hätte, immer wieder der leidenschaftlich revolutionäre Ruf nach persönlicher Freiheit, nach eigenster Glücksmöglichkeit auf, der in seinen äußersten Konsequenzen die Satzungen und Gebote aller bürgerlich gesellschaftlichen Ordnungen zu sprengen scheint. Aber seien wir uns ganz klar: die Toleranz, die Verständigung, die Rücksicht auf andere, die wir im blutigen Kampf der Nationen und Klassen als letzte Rettung vor der Weltvernichtung spät — hoffentlich nicht zu spät — erkennen müssen, sie ist ebenso notwendig zu erobern für die sexuelle Moral, für den Kampf oder vielmehr für die Verständigung der

Geschlechter. In den Schrecken des Völkerringens, in den Greueln der Klassenkämpfe und Bürgerkriege haben wir besonders in den letzten Jahren schauerliche Beispiele gehabt, wohin kurzsichtiger Egoismus die Menschheit führt. Erlösung aus diesen Schrecken, Bewahrung vor der gänzlichen Weltzerstörung kann nur das fruchtbare Nebeneinander und Miteinander der Nationen, der Klassen und Geschlechter uns schaffen. Die Anziehung und der Kampf der Geschlechter, das Klasseninteresse, der nationale Dünkel, sie müssen mit der Liebe zum anderen, dem Ideal der Gemeinschaft, der Menschlichkeit verbunden werden. Nur wer diesen Weg als richtig und notwendig erkennt, unerschüttert durch alle Schwierigkeiten versucht, ihn zu gehen, wird den letzten Gipfel menschlicher Kultur erreichen: die unablösliche Verbindung seiner eigenen persönlichen Befriedigung mit der höchsten, im Verständnis, in Nachsicht und Güte für den anderen wurzelnden Liebes- und Lebenskunst.

So hoch bis zum Kriege, ja auch gewissermaßen gerade während des Krieges, sich die technische Geschicklichkeit der Menschen, ihre äußere Zivilisation entwickelt hat, so klar haben wir auch gesehen, wie roh und oberflächlich diese Zivilisation, die sich mit vollkommenster ethischer Barbarei vertrat, noch war, noch ist. Eine Erkenntnis, die vielen das Leben nicht mehr lebenswert machen würde, wenn nicht die Hoffnung wäre, daß wir diese Barbarei auf ethischem, auf individuell-erotischem Gebiet noch überwinden werden, müssen. Und mögen wir auf ethischem Gebiet auch noch Stümper sein, — schon strahlt für einige, wenn auch für wenige unter uns, die Ahnung eines neuen Tages. „Es gibt noch viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben!“ Helfen wir alle mit dazu, diese

Morgenröte einer vollkommenen Liebe herbeizuführen, einer Liebe, in der sich unsere persönlichsten Bedürfnisse mit unserer edelsten Liebe zum Andern vereinen. Aus dieser Verschmelzung von höchster Erotik mit echtem Altruismus kann sich allein eine höhere Liebe der Zukunft entwickeln.

In kurzem erscheint die zweite Auflage von

LIEBE

ROMAN VON HELENE STÖCKER

Ladenpreis: gebunden 6.50 Gmk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee, Münchowstr. 1

K R I T I K E N :

« . . . Das Buch . . . darf als eine einzigartige Erscheinung in der modernen Literatur bezeichnet werden. »
«Berliner Morgenzeitung.»

« . . . Dieses Buch stellt . . . eine wertvolle, unsere Kenntnisse der verborgenen Beziehungen zwischen Körper und Willen, zwischen Liebe und Leben des Weibes tief bereichernde Tat dar. »
«Berliner Volkszeitung.»

« . . . Keiner, der über Frauendinge, mehr Menschendinge, Seelendinge schreiben will, wird an diesem Buch vorübergehen können. »
«Braunschweigische Landeszeitung.»

«Ich wüßte kein Buch, wo das Wunder der Liebe tiefer und erschöpfender behandelt wäre als in diesem. »
«Der freie Arbeiter.»

« . . . 'Liebe' ist ein Bekenntnisbuch von ganz neuer Art, das einen tieferen Einblick in die Psyche der Frau gewährt als irgendein anderes Frauenbuch, das ich kenne. »
Rudolf Goldscheid, Wien.

«Überwältigend groß ist der Wert- und Wahrheitsgehalt dieses wunder-vollen Buches. »
Dr. Paul Kammerer, Wien.

«Unbedingt ist es eines der ehrlichsten Bücher, das je eine Frau geschrieben hat, diktiert von dem Ethos, das die Offenbarungen aus tiefsten Seelengründen zu wertvollem Erkenntnisgut macht. Dazu schlägt es auch noch als ein Stück kraftvoller Brandung an den Block konventioneller Sexualfeigheit. »
«Die Welt am Montag.»

«Der Roman ist eine äußerst feinfühlig, hochinteressante Psychologie der Liebe. Ich bewundere den Mut der Wahrheit ebenso wie die wunderbare Schönheit und Gestaltungskraft, mit der die intimsten Vorgänge veranschaulicht sind. »
Arthur Zapp.

« . . . Das Liebeserlebnis ist mit einer Meisterschaft und Innigkeit und überströmenden Güte des Verstehens erfunden und erzählt, die dicht am 'Hohelied' stehen. Ich habe manches schöne Wort über die Liebe gelesen, aber ich habe seit Jahren keine Stimme gehört, die so rein und erfrischend klang. »
«Zürcher Volksrecht.»

«Das Buch . . . gehört zu den großen Merkwürdigkeiten der Literatur. »
«Das Freie Volk.»

Ernst Oldenburg, Verlag / Leipzig

Wichtige Aufklärungswerke:

Dr. Georg Manes: Die sexuelle Not unserer Jugend.
6. Auflage. Geheftet M. 1.—.

Manes wendet sich an die Jugend, der er Mittel und Wege zeigt, den verheerenden Folgen der falschen Erziehung auf sexuellem Gebiet zu entgehen.

Dr. Max Hodann: Eltern- und Kleinkinderhygiene (Eugenik).
Geheftet M. —60.

Dieses Heft, ganz schlicht geschrieben, vermittelt eine Fülle eugenischer Gesichtspunkte.

Dr. Max Hodann: Bub und Mädel. Gespräche unter Kameraden über die Geschlechterfrage. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50.

Mit innerer Aufrichtigkeit und Klarheit berichtet Hodann hier über die sexuellen Nöte der Jugend. Er bemüht sich, dieser Not durch Wahrheit und Vertrauen zu steuern. Vernünftige Eltern sollten dies Buch, wenn auch zuerst mit Widerstreben, lesen und es dann ihren Kindern geben; sie erweisen ihnen damit einen der größten Dienste.

Dr. med. Hermann Rohleder: Monographien zur Sexualwissenschaft.

- Band I: Sexualphysiologie.
- " II: Sexualpsychologie.
- " III: Sexualbiologie.
- " IV: Sexualphilosophie und Sexualethik.

Groß-Oktav. Jeder Band geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Alle Probleme sind ohne Fräuderie, sachlich und eingehend geschildert. Die Arbeit ist ein Aufklärungswerk im besten Sinne des Wortes.

Henny Schumacher: Das Kleinkind und seine Erzieher.
Geheftet M. 1.20.

Gedanken einer reifen Frau über Erziehungserkenntnisse und -probleme.

Dr. Gerhard Danziger und Dr. Siegfried Kawerau:
Jugendnot. Groß-Oktav. Geheftet M. 3.—.

17 verschiedene Beiträge; aus allen steigt die Not der Jugend gewaltig hervor.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen